

00

2012 M-3. 2012

N

2

3659

5

Kurze
Geschichte der Deutschen

Aus
dem historischen Kalender
für
die Jahre 1794—98.

Fünftes Bändchen.

Mit 12 Kupfern.

Braunschweig
in der Schulbuchhandlung. 1799.

244
Geldliche der Deutschen

Städte der Deutschen

Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen

Die Städte der Deutschen



Kurzgefaßte
Geschichte der Deutschen
seit

der Abdankung des Kaisers Karls des
fünften, bis zum Kaiser Franz
dem zweiten,

oder

seit der durch Luthern veranlaßten Kir-
chenverbesserung und der in Deutsch-
land gegründeten Religionsfreiheit —
bis auf unsre Tage, wo die kritische
Philosophie ihre Wirkungen zu äuf-
fern anfängt und die Folgen jener Res-
olution immer mehr entwickelt
und verbreitet werden.

Von 1556 bis 1797.

Geographie der Deutschen

der Abtheilung des Reichs Karls des
Königs, die zum Reich Stans
gehört haben.

1772
1773
1774
1775
1776
1777
1778
1779
1780
1781
1782
1783
1784
1785
1786
1787
1788
1789
1790
1791
1792
1793
1794
1795
1796
1797
1798
1799
1800
1801
1802
1803
1804
1805
1806
1807
1808
1809
1810
1811
1812
1813
1814
1815
1816
1817
1818
1819
1820
1821
1822
1823
1824
1825
1826
1827
1828
1829
1830
1831
1832
1833
1834
1835
1836
1837
1838
1839
1840
1841
1842
1843
1844
1845
1846
1847
1848
1849
1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900



statt die Menschen zur Rechtchaffenheit zu erziehen, erfand man die, alle Sittlichkeit tödtende Lehre: daß ein Mensch für den andern genugthun, daß man gute Werke für Geld an sich kaufen und durch fremde Tugenden eigene Bosheiten decken, sogar dadurch eine ewige Glückseligkeit, welche man zu erlangen wünschte, erzwingen könne. — Der Grund zu diesen vernunftschändenden Meynungen lag in dem Geiste der Herrschsucht und Habsucht, dem sich die Religionslehrer ergaben. Weil die Geistlichen, besonders der Papp, welcher sich aus einem Bischofe der Stadt Rom an die Spitze derselben geschwungen und dadurch Veranlassung gefunden hatte, sich zum Vorkier der Christenheit zu erheben, in diesem Religionsysteme ihren Vortheil, Befriedigung ihrer Leidenschaften fanden; so vermehrten sie stets, mit Vernachlässigung ihrer Pflicht, das Christenthum in seiner vernunftmäßigen Reinheit zu bewahren, diese Verwirrung durch neuerfundene Satzungen und durch Lehren, welche in dem Schleier hoher Geheimnisse gehüllt wurden.

Der

Der ganze Gottesdienst war auf Geldgewinn berechnet und seine Ceremonien und bilderreiche Pracht mußten dienen, die betäubten Gläubigen in einer starren Abhängigkeit von der Geislichkeit zu erhalten.

Durch funfzehn Jahrhunderte hatte sich dieses Religionsystem und die darauf gegründete Kirchenverfassung in Europa gebildet und war seit acht Jahrhunderten der Robheit und Unwissenheit in Deutschland einheimisch geworden. Es war überall mit der Politik verflochten. Besonders hatte es sich in unserm Vaterlande so mit der bürgerlichen Verfassung vermischt, indem nicht nur die Könige der Deutschen von den Lehrern der Religion abhängig, sondern auch viele deutsche Fürsten selbst Priester, Moses und Baron zugleich, folglich eifrige Anhänger und hartnäckige Vertheidiger desselben waren, daß es unmöglich schien, darin eine Verbesserung zu bewirken. — Aber der übermüthige Gebrauch, den die Päpste von ihrer Gewalt machten, ihre zu oft wiederholten Bannflüche, ihre gegen alle Sittlichkeit streitende Lebensart, ihre

Spaltungen, die dadurch veranlaßte Ver-
 setzung des päpstlichen Stuhls nach Avig-
 non und ihre daraus entstandenen Demü-
 thigungen durch die französische Nation,
 die nürthigen Beschlüsse der Kirchenver-
 sammlungen zu Constanz und Basel, der
 Entschluß der Deutschen: durch ihre Kur-
 fürsten ihren König, ohne Zuziehung des
 Papstes, wählen zu lassen, ferner das im
 vierzehnten Jahrhunderte allmählig aufge-
 hende Licht der Wissenschaften, die Entfes-
 hung verschiedener Universitäten und beson-
 ders die Erfindung der Buchdruckerkunst und
 die dadurch verbreiteten zum Nachdenken auf-
 weckenden und belehrenden Schriften —
 deckten endlich die Schändlichkeit der Hier-
 archie auf und bewirkten von dem Wesen
 und Zwecke der Religion, von den Pflich-
 ten der Geistlichkeit vernunftmäßigere Bes-
 griffe. Hierzu kam noch, daß der durch
 den verbesserten Ackerbau, durch ausgebrei-
 teten Handel und regen Kunstfleiß vermehrte
 Wohlstand des Bürgers, das Gefühl der
 menschlichen Würde und Kräfte erhöheten.
 Man fing nun an, alle Angelegenheiten
 der

der Menschheit, worunter Religion und Staat besondere Aufmerksamkeit verdienen, gründlicher zu untersuchen. Man entdeckte, daß in der Religion vieles Gaukelspiel sei, daß die Geistlichen treulos handelten, daß auch sie auf Kosten des Volks schändlich lebten, daß die Herrschaft des Papstes unrechtmäßig und übertrieben sei, daß die Christenheit mit Lehre und Wandel betrogen wurde. Daher entstand dann am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein allgemeiner Wunsch und Trieb nach Veränderung und Verbesserung der Dinge und äußerte sich besonders in Deutschland laut und deutlich.

Da aber dennoch die Päpste und Geistlichen, auch die weltlichen Großen, welche bei dem bisherigen Systeme Vortheile hatten, nicht mit dem Geiste der Zeit fortschritten, sondern ihres Nutzens und ihrer Bequemlichkeit wegen, gern Alles beim Alten erhalten wollten, der Aufklärung widerstrebten, blinden Glauben und blinden Gehorsam forderten und also allgemeine Erbitterung erregten; so machten sie eine

gewaltsame Revolution unumgänglich. Vers
 geblich wurde sie durch sanfte Belehrung
 von verschiedenen Männern versucht. Wal
 dus, Wiclif, Hus, Savonarola betraten
 den Weg der Wahrheit; aber die Kirche
 ließ sie dafür bluten. Endlich erhob sich
 im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts
 Martin Luther, und brachte durch sei
 ne Beharrlichkeit und seltene Gelehrsamkeit
 einen glücklichen Anfang zur Verbesserung
 des Religionwesens zu Stande. Sehr weis
 se legte er bei seinem Unternehmen die Bi
 bel, welche vom Papstthume verboten und
 unterdrückt war, weil sie viele Wahrheiten
 enthielt, die der Hierarchie nicht dienten,
 zum Grunde. Wenn dieses Buch auch
 sonst keinen Werth hätte; so müßten wir
 es doch des Nutzens wegen, den es der Res
 formation leistete, schätzen. Luther schöpfte
 aus ihm Erkenntniß und unbesiegbaren
 Muth. — Die Hierarchie raste zwar alle
 ihre Kräfte zusammen, um die aufgehende
 Aufklärung zu ersticken. Der römische Hof
 ließ seine Kunst unversucht, die deutschen
 Prediger und Vertheidiger der Wahrheit zu
 un

unterdrücken. Es entstand ein Kampf auf Leben und Tod um das, was dem Menschen das Wertheste ist, um freien Gebrauch des Verstandes. Und mehr, als einmal, war das Papstthum seinem Zwecke nahe, ein Häuflein Christen, das zu einer bessern Religionskenntnis zu kommen strebte, wieder zu vertilgen. — Jedoch nach einem langen Kampfe, von dem Jahre 1517 an, wo Luther zuerst seine Zweifel gegen den Ablass bekannt machte, errangen die Protestanten die gewünschte Freiheit in Religions- und Kirchensachen, die ihnen 1555 feierlich und reichsverfassungsmäßig eingeräumt wurde. — Dadurch riß sich also halb Deutschland von der Herrschaft eines Glaubensfürsten los. Es wurde die Freiheit zu denken erobert und die Erlaubnis, zu sagen, was wahr, oder falsch scheint, errungen, mithin der Grund zur moralischen Freiheit und dadurch zum Glück der Menschheit gelegt. — Auerkannt ist diese Reformation eine der wichtigsten Weltbegebenheiten. Alle Völkerschaften nahmen daran Theil. Auf alle wirkte sie, Aus-

Ihr entsprangen nach und nach wichtige Veränderungen sowol in dem Religionszustande, als auch in der politischen Verfassung der Länder. Besonders waren ihre Folgen in unserm Vaterlande groß. — Die Deutschen standen bis hierher völlig unter dem Binde- und Löseschlüssel des Papstes, wenigstens gefesselter und abhänglicher, als unter dem Zepter ihrer Könige und Fürsten. Diese Allherrschaft wurde jetzt größtentheils zertrümmert. Deutschland wurde seitdem nicht mehr so sehr in die verderblichen Streitigkeiten der römischen Geistlichkeit hineingezogen und sparte sein Geld und sein Blut, welches sonst in Strömen nach Italien floss. Hätte ganz Deutschland diese Religionsverbesserung angenommen; so wäre der Segen für die Nation unberechenbar geworden. Da aber das damalige Haupt des Reichs, Kaiser Karl V. nicht Muth genug hatte, sich für die gute Sache zu erklären; so gelang es dem römischen Hofe, einen Theil der Deutschen ferner in der Abhängigkeit zu erhalten und dadurch eine Spaltung in unserm

ferm Vaterlande zu veranlassen, was durch er seine Verbrechen noch vermehrte. Der Papst wollte von seinem Systeme nicht ablassen. Er fuhr fort, sich für den Schiedsrichter in der Religion auszugeben. Er wollte sich nie mit den Protestanten zur Verbesserung des Kirchenwesens vereinigen. Vielmehr ließ er durch seine Kirchenversammlungen alle Versuche zur Aufklärung verdammen. Er suchte nicht nur, seine Religion, so wie sie war, zu erhalten und auszubreiten, sondern auch die Protestanten wieder zu unterjochen. Zu diesem Zwecke sollten ihm die nun neu errichteten geistlichen Orden, besonders die Jesuiten dienen, welche das Gelübde leisten mußten, überall hinzugehen, wie es der Papst befohle. Durch diese Mittel gelang es ihm nur zu gut, einen Theil der Deutschen in seinen Fesseln zu erhalten. Ein großer Theil ihres Vermögens und Erwerbnißes floß demnach ferner für Ablass, Indulgenzen, Dispensationen, Amulette, Pallien, Annaten, Zauberzettel und Gnadenbriefe nach Rom, oder wurde zur Unterhaltung müßiger

ger Mönche und Nonnen verschwendet. Das größte Unglück für diese Deutsche war jedoch, daß ihnen die Quellen, woraus sie bessere Erkenntnisse, die den Verstand aufklären, hätten schöpfen können, verstopft wurden. Ihren Lehrern auf den Kanzeln und Kathedern wurde vorgeschrieben, was und wie sie lehren sollten. Das Volk sollte im Aberglauben, in betäubenden Andachtsübungen und im Wunderglauben erhalten werden. Dieses Ziel wurde leider erreicht. Jene Deutschen blieben, gebunden in Finsterniß und Seelenangst, in allen Geschäften des Geistes zurück und verarmten auf dem fruchtbaren Boden, den sie bewohnten. — Im nördlichen Deutschlande nahm bei den Protestanten vieles einen andern Gang. Sie behielten nur ihr Gold und Silber im Lande. Durch die Aufhebung der Klöster wurden nicht nur viele Reichthümer unter die arbeitende Volksklassen vertheilt, sondern auch viele Menschen für den Ackerbau und Industrie gewonnen. Der aufgereizte Untersuchungsgeist wirkte in allen Wissenschaften. Die
 Rüks

Künste und Gewerbe wurden nun vervollkommnert, mehr ausgebreitet und vortheilhafter betrieben. Hierdurch wurden die Bewohner dieser, von der Natur nicht so sehr begünstigten Gegenden kultivirter und wohlhabender, und konnten daher in der Folge den Papisten, obgleich schwächer an Zahl und Lande, die Wage halten.

Diese Spaltung hat vielfaches Leiden über die Nation gebracht und besonders ihre Ausbildung aufgehalten. Die Protestanten glaubten immer in Gefahr zu schweben, von den Katholiken wieder unterdrückt zu werden. Die Absicht dazu war auch da und wurde nur zu oft durch Thathandlungen an den Tag gelegt. Wo Gewalt nichts ausrichtete, da wandte die päpstliche Kirche List an. Ihre Geistlichen schlichen sich, als Missionarien, unter die Protestanten und waren unablässig beschäftigt, die Anzahl ihrer Gläubigen zu vermehren. Eödlicher Haß äußerte sich daher oft unter beiden Partheien und wurde von den beiderseitigen Geistlichen, die sich wechselseitig verdamnten, genährt. Wurden die Katholiken von den Protestan-

ten,

ten, wegen ihrer Anhänglichkeit an den Papst, Päpstliche und Papisten genannt; so nannten jene diese: Aufrührer, Rebellen, die lutherische Pest und Ketzer, welche die Befehle verachten, alle Ordnung aufheben, die Religion vernichten und die Throne umstürzen wollten. Die Muttersprache richtig reden und schreiben, einen geordneten Vortrag halten, über einen Gegenstand gründliche Betrachtungen anstellen, hieß bei ihnen: lutherisch; deutsch und Ketzerei.

Ohngeachtet dieses zufälligen Nachtheils hat aber die Reformation dennoch im Ganzen für alle Deutsche die wohlthätigsten Folgen gehabt. Sie gab uns den stärksten Stoß, in der Kultur fortzuschreiten. Sie zwang uns gleichsam, die Fähigkeiten des Geistes zu entwickeln. Die Protestanten wurden genöthigt zum nachdenken, um ihr neues System durch Gründe zu sichern. Die Katholiken wurden gezwungen, ihnen in diesen Untersuchungen zu folgen. Freilich gingen diese Bemühungen anfänglich nur hauptsächlich auf die Theologie. Da aber keine Wissenschaft ohne Hülfen der übrigen mensch-

menschlichen Kenntnisse gründlich bearbeitet
 werden kann, so mußte in der Folge die ges
 samte Gelehrsamkeit gewinnen. Einiges
 war auch vorher hierzu schon vorbereitet.
 Johann Neuchlin hatte schon die
 Kenntniß der vortreflichen Schriften der äl
 ten Griechen und Römer befördert und die
 erste hebräische Sprachlehre in Deutschland
 geschrieben. Noch mehr hatte Erasmus
 aus Rotterdam geleistet, indem er nicht nur
 einen feinern Geschmack, fertige und rich
 tige Empfindung und Beurtheilung des
 Wahren und Schönen, verbreitete, sondern
 auch seine Gabe, über die Mißbräuche und
 Thorheiten in der Welt witzig zu spotten,
 mit nützlichem Erfolge übte. — Vornehm
 lich belebte jedoch die Reformation die Wis
 senschaften, indem sie viele Hindernisse, frei
 zu denken und zu lehren, aus dem Wege
 räumte. Luther stürzte selbst jene schola
 stische Philosophie, die zankfüchtig den Geist
 befrachte, und setzte dagegen den gesunden
 Menschenverstand wieder in seine Rechte.
 Besonders ist ihm auch die Muttersprache
 vielen Dank schuldig. Er verfaßte nicht
 nur

nur darin seine meisten Schriften mit einem reinen und wohlklingenden Ausdrucke, sondern er zeigte sich auch in seinen herzerhebenden Liedern als einen glücklichen Dichter. Melancthon war auch hierin sein getreuer Gefährte. Dieser gelehrte und sanfte Mann wurde wegen des nützlichen Unterrichts, den er mündlich und schriftlich erteilte, der allgemeine Lehrer Deutschlands genannt. Weil diese Männer und ihre Gehülfen sich der obersächsischen Mundart bedienten; so wurde diese dadurch in ganz Deutschland ausgebreitet und ihr mußte die sonst beliebte niedersächsische weichen. Die Buchdruckerkunst erhielt seitdem einen noch höhern Schwung. Die Protestanten, durch den Werth ihrer Unternehmungen begeistert, legten in ihren Ländern mehr Anstalten zum öffentlichen Unterrichte an. Aus manchem ehemaligen Kloster stieg eine Schule hervor. Es wurden mehrere Universitäten, z. B. Marburg, Jena, Straßburg, Helmstädt, Altorf, gegründet, um geschickte Leute zur Vertheidigung und Verbreitung der Wahrheit zu bilden.

Es

Es ist Pflicht des Geschichtschreibers, zu zeigen, wie die Deutschen diese Veranlassungen benutzten, wie sie die Hindernisse ihrer Kultur überwandten, wo sie still standen und wo sie weiter gingen in der Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, welches vornehmlich aus der Fertigkeit, richtig zu denken und gut zu handeln — entspringt

 Begebenheiten Deutschlands

unter

Karls des fünften Nachfolgers

aus

dem Hause Habsburg : Oesterreich.

Ferdinand I.

 von 1556 bis 1564.

Seit dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem glücklichen Wiederhersteller des deutschen Königthums und Stifter des österrreichischen Fürstengeschlechts, hatte sich unter seinen Nachkommen ein Geist der Vergrößerungssucht gebildet. Vermöge dessen bestreben sich die Prinzen dieses Hauses beständig, nicht nur ihre habsburg : österrreichischen Erbländer auf allen Seiten zu vermehren, sondern

bern auch, um ihre Herrschaft zu sichern, die deutsche Kaiserwürde, welche noch immer für die höchste Ehrenstelle in Europa gehalten wurde, ununterbrochen an sich zu ziehen, um dadurch über Deutschland zu herrschen. Einige von ihnen waren in der Befolgung dieses Entwurfs nicht unglücklich. Albrecht I. Rudolfs Sohn, verlor zwar durch seine harte Regierung die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz; dagegen verknüpfte dessen Urenkel Albrecht II. die Kronen Böhmens und Ungarns mit dem Herzogthume. Maximilian I. erwarb durch seine Heirath mit der Erbin Burgunds, Maria, die Niederlande. Sein Sohn Philip heirathete auf den spanischen Thron. Dessen Sohn Karl besaß demnach alle österreichischen Erbstaaten in Deutschland, alle niederländischen Provinzen und die ganze spanische Monarchie mit allen ihren Besitzungen in Italien, Afrika und Amerika, womit er auch noch die Würde und Macht eines römisch-deutschen Kaisers verband. Und als dessen Bruder, Ferdinand, abermals die ungarische Krone durch die Heirath Ana-

na's, der Schwester des in der unglücklichen Schlacht bei Mohatz gegen die Türken 1526 gefallenen Königs Ludwigs II. erhielt; so stieg Oesterreich zu einer Höhe, welche nie ein deutsches Fürstengeschlecht erreichte und näherte sich durch Karls glückliche Kriege der Hofnung, die deutschen Fürsten gänzlich un- terdrücken und sogar eine Alleinherrschaft in Europa errichten zu können. Die Unterjochung Deutschlands wurde noch kaum durch die Reformation gehindert. So wie Karl fortschritt, um sich zum unumschränkten Gebieter der Deutschen zu erheben; so waren es die Protestanten, welche seinem Ehrgeizige Schranken setzten, da sie sahen, daß sie mit ihrer politischen Existenz zugleich ihre Religionsfreiheit, da Karl dem alten Systeme ergeben blieb, einbüßen müßten. Der Kurfürst Moritz von Sachsen, an ihrer Spitze, zwang ihn 1555 zu dem Religions- frieden, wodurch der Bestand der deutschen Stände gesichert wurde.

Karl hatte jedoch selbst schon gegen die Politik seines Hauses einen Fehler begangen. Er hatte bereits 1521 die österreis- chen

schen Erbländer in Deuschland seinem Bruder Ferdinand abgetreten. In der Folge übergab er ihn auch, weil er selbst oft abwesend seyn mußte, die Leitung der deutschen Reichsgeschäfte, die damals wegen der Religionsunruhen schnelle Verfügungen heischten. Dieses fand zwar bei den Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, denen das Reichsvikariat eigentlich gebührte, Widerspruch. Allein man machte einen Unterschied zwischen Verweser des Reichs und Verweser des Kaisers, und Ferdinand erwarb sich auch durch seine Regierungsfähigkeiten, Klugheit und Sanftmuth allgemeinen Beifall. Endlich ließ ihn Karl sogar 1531 zum römischen Könige erklären. — Karl sah zwar nachher seinen Fehler ein und bemühte sich, Ferdinand wieder zur Abtretung der österreichischen Länder und der deutschen Königswürde zu Gunsten seines Sohns, Philipps, zu bewegen. Allein es war zu spät. Theils traueten die Deutschen dem Spanier Philip nicht, sondern wollten nun lieber ihren Ferdinand, den sie kannten, behalten;

B. 3.

theils



Heiß wurde es auch von Ferdinands Sohne, Maximilian, hintertrieben. Als Karl sich nun gezwungen fühlte, Kronen und Scepter mit dem Privatleben zu vertauschen, trat er daher am 24ten Hornung 1558 das Kaiserthum an Ferdinanden ab, der auch bald auf dem Reichstage zu Frankfurt von den Kurfürsten feierlich anerkannt und darauf zu Achen gekrönt wurde.

Wer hätte vermuthen können, daß Ferdinand nun noch jetzt von dem Hofe zu Rom Widerstand finden würde? Er hatte einen Gesandten dahin geschickt, um den Papst von diesem Vorfalle zu benachrichtigen und demselben seine Hochachtung und Schutz zuzusichern. Aber Paul IV, der es Ferdinanden nicht vergeben konnte, daß er die Protestanten nicht ausgerottet, sondern mit denselben Frieden geschlossen, und nachher das Auerbieten Roms, ihn von allen seinen, den Bézern geleisteten Versprechungen aus oberpriestlicher Machtvollkommenheit zu entbinden, mit Redlichkeit verworfen hatte, wollte ihn keines Weges aner-

Konnen, weil Karl die Regierung nicht in
 die Hände des heiligen Vaters niedergelegt
 hätte. Allein dieses Benehmen des Paps
 tes wirkte ganz zum Nachtheile des römis
 schen Hofes, zumal da Jedermann einsah,
 daß er seine Erhaltung in jenen Bedräng
 nissen vornehmlich dem östereichischen Hause
 zu danken hatte. Aufgebracht über dieses
 übermüthige Verfahren fing man selbst ka
 tholischer Seits an, die Rechte des Paps
 tes genauer zu untersuchen. Nachdem der
 Kurfürst und Erzbischof von Kbln die päpst
 liche Krönung für ein Lumpenwerk
 erklärt und der kaiserliche Kanzler Selb
 durch eine Schrift die Gewalt der Päpste
 in ihre Schranken gewiesen hatte, rief
 Ferdinand seinen Gesandten von Rom ab,
 regierte in Deutschland ruhig fort und ob
 gleich Pauls Nachfolger, Pius IV die Sache
 verbessern und den Kaiser anerkennen wollte;
 so achtete doch Ferdinand darauf nicht, son
 dern stand ganz von der päpstlichen Krö
 nung ab, welche auch seitdem kein deut
 scher Kaiser mehr gesucht hat. —

Ferdinand setzte inzwischen seine Bemühungen, in Deutschland die Ruhe zu erhalten und dasselbe nebst seinen Erbstaaten gegen die Anfälle äußerer Feinde, besonders der Türken, zu sichern, fort. Da er den passauischen Vertrag als sein Werk betrachtete und den Religionsfrieden in seiner Wahlkapitulation bestätigt hatte; so wachte er eifrig für die Beobachtung desselben. Anfänglich kamen ihm auch hierin die Kurfürsten zu Hülfe. Sie erneuerten 1558 den 1521 geschlossenen Kurverein und setzten fest, daß sie, ohngeachtet der Verschiedenheit im Glauben, freundschaftlich und friedlich leben wollten. — Dennoch erhoben sich bald in Deutschland Stürme. Der Religionsfriede hatte das Mißtrauen zwischen den Katholiken und Protestanten nicht gehoben. Die geringste Anstalt und Bewegung, welche die eine Parthei machte, schien der andern eine Vorbereitung zum Kriege und zur Unterdrückung zu seyn. Die Katholiken konnten den Verlust so vieler schönen geistlichen Güter nicht verschmerzen, und die

die Protestanten waren mit der in dem Friedensschluß, ohne ihre Einwilligung, eingeschobenen Klausel des geistlichen Vorbehalts, vermöge welcher kein katholischer Geistliche zur evangelischen Religion übergehen sollte ohne seine Pfürnde zu verlieren, nicht zufrieden. Die Geistlichen beider Partheien blieben noch in heftigem Kampfe und waren daneben bemüht, ihre Glaubensgenossen, statt sie zu besänftigen, in den Harnisch zu bringen. — Der Kaiser suchte daher die Fürsten durch ein zu Landsberg geschlossenes Bündniß, wozu er katholische und protestantische Stände einlud, zu vereinbaren. Allein die letztern glaubten, darin ein Mittel, sie zu trennen, um sie nachher einzeln desto leichter aufreiben zu können, zu erblicken, und daher gab dieser Bund sogar Anlaß, das Mißtrauen zu vermehren. Darauf äußerte er auf dem Reichstage zu Regensburg den Wunsch, daß zur Hebung der bisherigen Religionsuneinigkeiten vom beiderseitigen Theologen eine Unterredung gehalten werden mögte. Dieses

kam auch wirklich 1557 zu Worms zu
 Stande. Es traten von jeder Seite sechs
 Theologen auf. Allein die Protestanten
 waren selbst nicht einig. Die kurfürst-
 lichen Theologen, an deren Spitze sich Me-
 lanchton befand, hatten mit dem Laufe
 der Zeit in ihrem Systeme Manches geän-
 dert, verbessert oder verschlimmert. Die
 herzoglich-sächsischen waren dagegen, theils
 aus Eifersucht, theils aus Groll gegen das
 Kurhaus, desto fester bei dem Buchstaben
 der augsburgischen Confession geblieben und
 an ihrer Spitze stand der feurige Flacius.
 Diese wollten sich keinesweges mit jenen
 vereinigen, sondern verlangten, daß zuvor
 die Lehren der Wiedertäufer, Zwinglianer,
 Sacramentschwärmer, Standristen, Ma-
 joristen, Schwenkfeldianer, Servetianer,
 welche sich zur evangelischen Kirche rechnen
 wollten, verdammt würden, wodurch der
 sanftmüthige Melanchton sehr ins Gedränge
 kam. Die Katholiken benutzten diesen Um-
 stand. Der Paps hatte Jesuiten nach Worms
 gesandt. Schlaun genug forderten diese die
 Protestanten auf, daß sie anzeigen mögten,
 welche

welche Lehren und Secten sie von der augsb^urgischen Confession ausschloffen, und die Flacianer konnten durch keine Gründe und Bitten bewogen werden, ihren orthodoxen Eifer zu mäßigen. Sie verdamnten alle, welche von dem Buchstaben des augsb^urgischen Bekenntnisses abgingen und versetzten Worms. Ferdinand wünschte zwar, daß man sie zurückrufen und sich, welches auch das Vernünftigste war, mit einer, in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Erklärung über die augsb^urgische Confession begnügen mögte. Allein die Protestanten waren gar nicht gesonnen, nachzugeben, noch weniger die Katholiken. Besonders verlangte der Paps, daß man ohne seine Genehmigung nichts in Religionsachen entscheiden solle. Das Colloquium nahm also fruchtlos sein Ende. Beide Theile gaben dabei nicht geringe Blößen. Die Katholiken, unter welchen der gelehrte Jesuit Canisius sich befand, wußten den Vorwürfen wegen der Kaufmessen, des Ablasskrams, des Bilderdienstes, der Ohrenbeichte und der untern Werke

Werke der Mönche nichts, als die Aus-
sicht, daß vernünftige Lehrer der katho-
lischen Kirche diese Dinge nie gebilligt
hätten, entgegen zu setzen. —

Eben so wenig wollte es dem Kaiser
mit dem Antheile, den er an der 1562
wiedereröffneten Kirchenversammlung
zu Trident nahm, gelingen. Er rieth
nehmlich dem Papste, als er von densel-
ben dazu eingeladen wurde, wohlmeynend,
zuvörderst zu einer Reformation der katho-
lischen Geistlichen zu schreiten, denselben die
Ehe zu erlauben und alsdann auch in den
Glaubenssätzen Manches zu ändern und zu
verbessern. So sehr diese Ermahnung dem
Papste unerträglich war, so versuchte er
dennoch, den Kaiser durch seinen schlaunen
Gesandten Hosius zu gewinnen. Er
schickte sogar auch Gesandte nach Naumburg,
als sich die protestantischen Fürsten
dasselbst versammelt hatten, um Einigkeit
unter ihren Theologen zu bewirken und
um sich wegen der Verfügungen des Cons-
cilli in Verfassung zu setzen. Aber obs-
gleich die Evangelischen in einigen Mors
nun:

nungen verschieden dachten; so hatten sie doch gleichen Abscheu gegen den römischen Hof. Die Legaten wurden kalt empfangen. Und als die Fürsten in der Aufschrift des päpstlichen Schreibens: geliebte Söhne (*dilecti filii*) genannt wurden, schickten sie es unerbroschen zurück und erklärten, daß sie den Papst nicht für ihren Vater erkannten, daß derselbe kein Recht habe, Concilien anzuordnen, noch weniger in der Religion zu entscheiden, da er der Urheber aller Irrungen sei, daß sie nicht gesonnen wären, von ihrem Glauben abzugehen und sich wieder in die päpstliche Dienstbarkeit zu begeben. -- Dessen ohngesachtet ging das Concilium vor sich. Aber der römische Hof wandte Alles an, es nach seinem Willen zu lenken. Er schickte eine Menge Geistliche aus Italien, die in seinem Solde standen, dahin und wußte es zu bewirken, daß nach der Mehrheit der Stimmen entschieden wurde. So sehr der Kaiser sowohl, als die Könige von Frankreich und Spanien auf eine Reformation des Kirchenwesens drangen; so stellte man doch vornehm

nehmlich weitläufige Untersuchungen über Glaubenslehren an, jedoch nicht mit dem Geiste der Wahrheit, sondern man entschied darin nach dem bisherigen Systeme. Mancher Satz, welcher bisher bei den Katholiken nur als Meinung betrachtet war, wurde nun zur Glaubenslehre erhoben. In Absicht der Verfassung des Kirchenwesens blieb alles beim Alten, und es ist daher nicht zu verwundern, daß der Aberglauben, die Mönchserei und die Mißbräuche sich nicht verringerten.

Auch nach dem 1563 geschlossenen Concilio setzte Ferdinand seine Unterhandlungen mit dem Papste wegen der Gestalt der Kommunion unter beiden Gestalten und der Priesterehe fort. Diese beiden Stücke waren bisher manchem der Grund, von der Katholischen Kirche zur evangelischen überzugehen. Die Einsetzungsworte des Abendmahls lauteten zu bestimmt; es war auch zu gewiß, daß jene freundschaftliche Mahlzeit, wovon das Abendmahl eine Nachahmung vorstellen sollte, nicht ohne Trank vollzogen war. Und seitdem Luther die Priesterehe
eins

eingeführt hatte, erwachte auch bei den Katholischen Geistlichen das Menschengefühl. Daneben war auch längst die Ehelosigkeit der Geistlichen zum Uergerniß geworden. Statt rechtmäßiger Frauen hielten sie Beischläferinnen. Der Herzog Wilhelm von Jülich sagte dem päpstlichen Gesandten Commondon ins Gesicht, daß unter allen Pfaffen kaum fünf wären, die nicht Concubinen hielten. Eben dieß behauptete der bairische Gesandte auf dem Concilio. Im Jahre 1563 waren in 95 Klöstern im Oesterreichischen unter 386 Mönchen und 80 Nonnen 194 Beischläferinnen, 56 Ehe weiber und 429 Kinder. Im Kloster zum heiligen Kreuze waren 9 Mönche, 7 Beischläferinnen und 3 Ehe weiber. Im Klosterneiß 7 Chorherren, 7 Concubinen, 3 Weiber, 74 Kinder. Diesem Unwesen wollte der Kaiser gern steuern. Aber er starb 1564 ohne seine gutgemeyneten Wünsche erfüllt zu sehen, nachdem er seinen Sohn hatte zum römischen Könige wählen lassen.

Maximilian II.
 von 1464 bis 1576.

Maximilian war mit Karls V Sohn
 ne, Philip zugleich erzogen, jedoch in sei-
 ner Denkungsart von demselben vortheilhaft
 verschieden. Er zeichnete sich schon in seiner
 Jugend aus. Mit Ruhme wohnte er eini-
 gen Feldzügen unter Karls Heere bei und
 leitete auch an dessen Stelle drei Jahre lang
 die Regierung der spanischen Monarchie mit
 vieler Geschicklichkeit. Einstimmig räumten
 ihm die Deutschen den Kaisertbron ein, da
 er allen Partbeien wegen seiner Mäßigung
 beliebt war. — Der Papp bewies sich
 zwar auch gegen ihn eben so unbescheiden,
 als gegen seinen Vater, und wollte ihn nicht
 für einen Kaiser erkennen, weil die drei
 weltlichen Kurfürsten, als Reges, keine
 Wahlstimmen führen mußten. Allein Maxi-
 milian zeigte sich dagegen nicht weniger
 standhaft. Er verwarf den ihm vom Pappse
 vorgelegten Eid und die Forderung, zu Rom
 um Bestätigung seiner Wahl zu bitten,
 so

so ernsthaft, daß der Papst nachgeben mußte.

Da Deutschland voll Mißtrauens war, welches immer in Flammen auszubrechen drohete; so faßte Maximilian den Entschluß, mit Gerechtigkeit in seinen Unternehmungen und bei den Forderungen der Partheien die Mittelstraße zu geben. Ob er also gleich immer viele Neigung für die Reformation gezeigt hatte; so wollte er doch dem Verlangen der Protestanten, sich für sie zu erklären, den geistlichen Vorbehalt aufzuheben und zu bewirken, daß auch der protestantische Adel in die katholischen Stifte aufgenommen würde, nicht nachgeben, sondern beharrte fest bei dem Herkommen und bei dem Inhalte der Friedensschlüsse. Die getreue Befolgung dieses Grundsatzes mit einer entschiedenen Klugheit und liebenswürdigen Stimmung des Herzens verschaffte dem Vaterlande etwas, das werther ist, als alles Geräusch glänzender Thaten, nemlich innere Ruhe und das daraus entspringende Glück der Einwohner.

E

Um

Um diese zu erhalten, konnte jedoch Maximilian auch Strenge beweisen. Ein Edelmann in Franken, Namens Wilhelm von Grumbach, bei dem noch einmal der alte Ritter- und Fehdegeist erwachte, wollte Deutschland in Verwirrung setzen. Seine Vorfahren hatten schon lange mit dem Stifte zu Würzburg Streitigkeiten. Um diese zu beendigen, mischte er sich 1540 in die dasige Bischofswahl und wußte es einzuleiten, daß statt des Domdechants, Melchior Sobels, sein Freund Konrad von Vibra gewählt wurde, mit dem er einen für sich höchst vortheilhaften Vergleich schloß. Als aber Konrad bald starb und darauf Melchior gewählt wurde, wollte dieser jenen Vertrag nicht halten. Es kam zu Feindseligkeiten. Der Bischof nahm Grumbachs, im Hochstifte gelegene Güter weg und vertrieb sogar dessen kranke Frau aus ihrem Witwenstuhle. Grumbach klagte beim Kammergerichte und bei dem Kaiser vergeblich. Er faßte daher den Entschluß, sich an dem Bischofe persönlich zu rächen, und schickte Leute ab, denselben gefangen zu nehmen.
Der

Der Bischof wurde bei einem Mite übers
 fallen und im Getümmel erschossen. Diese
 Ermordung eines Reichsfürsten machte in
 Deutschland Aufsehen. Grumbach suchte
 Weistand in Frankreich. Er warb Volk,
 überfiel 1563 die Stadt Würzburg und nö-
 thigte die Bürger und das Domkapitel zu
 harten Bedingungen. Nun wurde er aber
 vom Kaiser in die Acht erklärt. Um sich zu
 retten, nahm er seine Zuflucht zu dem Her-
 zog von Sachsen, Gotha, dem Sohne des
 unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrichs.
 Die Aehnlichkeit des Schicksals knüpfte zwis-
 schen beiden eine enge Freundschaft. Grum-
 bach wußte dem Herzog mit der Hofnung,
 seine väterlichen Länder und Würden wieder
 zu erlangen, zu schmeicheln. Dieser schützte
 ihn also nicht nur, sondern vertheidigte ihn
 auch. Es wurde daher auch die Acht auf
 den Herzog ausgedehnt und die Vollstreckung
 derselben dem Kurfürsten August von Sachs-
 sen aufgetragen. Gotha wurde 1567 belas-
 gert, erobert und der Herzog nebst Grum-
 bach gefangen. Grumbach wurde lebendig
 geviertheilt, und der Herzog auf einem offe-

nen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Kopfe, nach Wien zur beständigen Gefangenschaft gebracht.

Gewöhnlich suchte Maximilian aber die innere Verträglichkeit durch sanfte Mittel zu erhalten. Als der Kurfürst von der Pfalz sich öffentlich zu der Lehrmeynung Kalvins bekannte und die übrigen Protestanten denselben deswegen von ihrer Gemeinschaft ausschließen wollten, vermittelte der Kaiser die darüber entstandene Zänkerey, wenigstens suchte er daraus keinen Vortheil für die päpstliche Parthei zu ziehen. In seinen Erbländern gestattete er dem Adel, der sich damals größtentheils zur evangelischen Lehre bekannte, freie Religionsübung. — Auf dem Reichstage zu Speier 1570 trug er darauf an, daß die Werbungen ausländischer Fürsten in Deutschland verboten würden. Da aber die Anzahl der müßigen Leute, die sich davon nährten, daß sie bald diesem, bald jenem Herrn und Kriegsobersten zuzuziehen, zu groß war, und da auch die Erlaubniß, jedem im Kriege zu dienen, noch als ein wesentlicher Theil deutscher Freiheit gehalten wurde

wurde; so konnte er nur den Schuß bewirken, daß Jeder, welcher im Reiche werben wolle, vorher dem Kaiser melden sollte, wie viel Truppen er zu bestellen und zu miethen gedente, und daß diese Söldner nie zum Nachtheile des Reichs und des Kaisers gebraucht werden sollten. — In Absicht der Gerechtigkeitspflege veranstaltete er, daß das Kammergericht mit 9 Weisthern vermehrt wurde, daß es täglich Audienz geben und keine Appellation unter 150 Gulden annehmen sollte. — Durch diese Berrichtungen und durch sein ganzes Verhalten allgemein beliebt, erreichte er es leicht, daß sein Sohn 1575 zum römischen Könige erklärt wurde, und er hinterließ, als er starb, den Ruhm, einer der weisesten und besten Fürsten gewesen zu seyn.

Rudolf II.

von 1576 bis 1612.

Rudolf besaß zwar einige von dem rühmlichen Eigenschaften seines Vaters;

E 3

aber

aber eigene Thätigkeit und die Wärme, womit jener an allen Geschäften Theil nahm, bewies er nicht. Die Ruhe liebend, ließ er andre handeln; auch war er nicht sehr glücklich in der Wahl derjenigen, deren Beispiel und Leitung er besolgte. Das Mißtrauen der verschiedenen Religionspartheien im Reiche wurde also nicht mehr, wie durch Maximilian, besänftigt und geleitet, sondern verbreitete sich und fand überall mehr Nahrung unter dieser Regierung, welches am Ende die unglücklichsten Katastrophen für Deutschland herbeiführte. — Bisher war die Ruhe im Vaterlande durch eine genaue Befolgung des Religionsfriedens erhalten. Allein dieser war dem Papste und seinen Anhängern höchst verhaßt. Sie bestrebten sich unablässig, ihn zu vernichten, oder doch nur zu ihrem Vortheile anzuwenden. Zum Unglück hatten sich auch jetzt die Jesuiten bei allen katholischen Fürsten in Deutschland und besonders am kaiserlichen Hofe eingeschlichen. Sie übten die Kunst, durch einen blendenden Schimmer von Gröm;

Frömmigkeit, Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit, das Herz der Menschen zu fesseln. Jetzt lispelten sie den Katholiken ein, daß durch das tridentische Concilium der Religionsfriede aufgehoben sei, und daß ihnen das Recht zu reformiren, eben so gut zustände, als den Protestanten. Diese arglistige Wendung gelang. Von dieser Zeit an wurde der Inhalt des passauer Vertrags überall aus den Augen gesetzt. Die geistlichen Fürsten fingen an, die in ihren Ländern eingeführte evangelische Religion aufzuheben und dagegen die katholische einzuführen. Denn dahin ging ihre Reformation. Der Abt von Fulda und der Erzbischof von Mainz machten hierin den Anfang und bald wurden die Protestanten in allen Provinzen, welche katholische Regenten hatten, gedrückt und verfolgt. Selbst der Kaiser schränkte die seinen Unterthanen von seinem Vaterlande verstattete Religionsfreiheit ein. Der evangelische Gottesdienst wurde in den österreichischen Städten aufgehoben, die Prediger abgesetzt und aus dem Lande getrieben. Wer das Bürgerrecht gewinnen

wollte, mußte sich vorher eidlich verbindlich machen, der katholischen Geislichkeit zu gehorchen. List und Ueberredungen wurden nicht gespart, Fürsten und Mönner von Wichtigkeit zum Uebertritt zur päpstlichen Kirche zu bewegen. Oft wurde auch schon Gewalt gebraucht. Der Bischof Julius von Würzburg vertrieb alle, die bei ihrer Ueberzeugung bleiben wollten, aus seinem Lande. So verfuhr man auch in Baiern und im Badenschen. — Auf der andern Seite überschritten aber auch die Protestanten nicht selten die Gränzen. In der Einbildung, die gute Sache ihrer Religion zu befestigen, suchten sie solche auszubreiten. Ihre Lehrer konnten sich des Streizens und Laufens gegen die Katholischen nicht enthalten, welches oft auf beiden Seiten in ärgerliche Lästerei ausartete. Besonders gaben die Protestanten in Oesterreich Anlaß zu lauten Klagen. In einigen Städten, wo sie die Oberhand hatten, wollten sie keinen Katholiken zum Bürgerrecht lassen. Sie machten sogar das Gesetz, daß kein Meister einen katholischen

Hand

Handwerksgesellen länger, als vierzehn Tage, behalten solle. Einige Bischöfe und Prälaten waren erst nach dem Religionsfrieden von der römischen Kirche abgetreten und hatten dennoch ihre Pfründen behalten. Zu Straßburg, Eßlingen und Neutlingen wurde die katholische Religion mit Gewalt verdrängt. Im Bisthum Eichstädt setzten sich die Protestanten eigenmächtig in den Besitz einiger Kirchen, zogen einem katholischen Priester das Messgewand aus und schlugen ihn zur Kirche hinaus. Der Rath zu Ulm verdamnte jeden, welcher eine katholische Predigt besuchte, in 50 Thaler Strafe. — Beide Theile sahen nicht ein, daß solche gegenseitige Bedrückungen und Gewaltthaten keine Mittel sind, die Ruhe zu erhalten und den Werth ihres Glaubens zu zeigen. —

Daneben machten jetzt die Begebenheiten der Niederlande, welche bisher noch immer zum Reiche gerechnet waren, einen starken Eindruck auf den Geist der Deutschen. Die Einwohner der Niederlande hatten von jeher mehr bürgerliche Frei-

C 5

heit,

heit, als andre Völker Europa's genossen. Sie hatten nie das Ungemach der Lehnsvorfassung sehr empfunden, und waren durch Handel und Gewerbe blühend geworden. Die Herzöge von Burgund, welche diese Länder nach und nach, durch Heirathen, Erbschaft, Kauf und Tausch an sich brachten, bestätigten und erweiterten die Freiheiten derselben, um die Zuneigung der Einwohner zu gewinnen. Maximilian I. und Karl V. versuchten vergeblich, sie wieder einzuschränken. Sie mußten dem freiheitsliebenden Volke nachgeben, und Karl liebte diese, seine Landsleute zu sehr, als daß er die äußerste Gewalt gegen sie hätte gebrauchen sollen. Er erwarb sich ihr Vertrauen durch Gelindigkeit. Sein Sohn, Philip II. betrat den entgegengesetzten Weg. Er wollte den Niederländern ihre Freiheiten nehmen, sich zum unumschränkten Gebieter derselben machen und zugleich die unter ihnen verbreitete evangelische Religion ausrotten. Er ließ sich vom Papste von dem Eide, welchen er wegen Erhaltung der Gerechtfame dieser Unterthanen und

und wegen der Beobachtung seiner Pflichten geleistet hatte, entbinden, führte die Inquisition ein und vermehrte die katholische Geistlichkeit des Landes. Schon waren hier viele tausend Protestanten durch das Glaubensgericht umgebracht, als einige Niederländer, unter welchen selbst Katholiken waren, sich vereinigten, gegen diese grausamen Eingriffe in ihre Gerechtfame Schutz zu suchen. Sie wandten sich an ihren König und legten eine demüthige Bitte um Erleichterung ihres Schicksals und um Abstellung ihrer Beschwerden vor seinem Throne zu Madrid nieder. Aber sie wurden mit Stolz empfangen und mit Härte abgewiesen. Und weil ihre einfache niederländische Kleidertracht gegen den schimmernden Prunk der spanischen Höflinge, die durch das Geld Amerika's bereichert, verschwensdrisch lebten, sehr abtack, nannte man sie *Gueux* (Bettler, Gueusen, Sanskultoten). Auch diesen Schimpf ertrugen die Bedrückten noch. Sie nannten sich seitdem selbst *Gueusen* und prägten eine Münze mit dem Bildnisse des Königs und einem

einem Bettelsacke nebst der Aufschrift: Gestreu dem Könige bis zum Bettelsacke. Noch weit entfernt, sich dem Gehorsame ihres Fürsten zu entziehen, löseten sie ihr Bündniß beinahe selbst wieder auf. Nur einzelne widersetzten sich hier oder dort den Gewaltthätigkeiten der Ketzermeister, oder gingen, um ihre Religionsüberzeugung zu retten, aus dem Lande. Da nun also Philip durch einiges Nachgeben und durch Gelindigkeit die Niederlande wieder hätte beruhigen und noch fester an seine Krone knüpfen können, beschloß er dagegen, ein spanisches Kriegsheer unter der Anführung seines gewaltthätigsten Dieners dahin zu schicken, um sich zu rächen und seine herrschsüchtigen Anschläge mit Gewalt auszuführen. Alba vollzog diesen Auftrag nur zu grausam. Er ließ sogleich eine Menge Niederländer gefangen nehmen und hinhrichten. Die Grafen von Egmond und Horn wurden enthauptet und in kurzer Zeit über 18,000 Einwohner auf seinen Befehl ermordet. Das ganze spanische Heer verwandelte sich in Henker, wüthete

tete überall jugellos gegen das Leben und
 Eigenthum der Einwohner und verbreitete
 überall das Schreckensystem des Hofes. In
 diesen Bedrängnissen floh 1572 eine An-
 zahl verfolgter Holländer auf Schiffe und
 suchte nach England zu entkommen. Als sie
 auch da weggewiesen wieder zurückkehren
 mußten, griffen sie aus Verzweiflung zur
 Gegenwehr. Sie befreieten Briel und Blis-
 singen von Alba's Soldaten und nun ver-
 breitete sich ein allgemeiner Aufstand gegen
 die Spanier. Der bisherige königliche Statthalter,
 Graf Wilhelm von Nassau, setzte sich, indem er die
 Parthei des Königs verließ, an die Spitze der
 Misvergnügten und ermunterte sie, die Spanier zu ver-
 treiben. Von dieser Zeit an kämpften die
 Holländer gegen ihre Unterdrücker mit Muthe
 und Beharrlichkeit, wobei sie in der
 Folge zuweilen einige Unterstützung aus
 Deutschland, Frankreich und England er-
 hielten. Und als sie endlich sahen, daß
 alle Hofnung verschwunden sei, von dem
 spanischen Könige Nachgiebigkeit und Her-
 zellung ihrer Gerechtfame zu erhalten, kün-
 digt

zigten die sieben nördlichen Provinzen ihm den Gehorsam auf und vereinigten sich 1581 zu Utrecht zu einem gemeinschaftlichen Schutze. Die südlichen Provinzen waren zwar auch größtentheils gegen die Spanier aufgestanden, aber in Absicht der Religion mit den nördlichen nicht einig. Sie blieben am Papstthume kleben, welches ihre Befreiung verhinderte.

Dieser Kampf um religiöse und politische Freiheit war jetzt für Deutschland ein gefährliches Beispiel. Maximilian hatte mehr, als einmal Philippen zur Gelindigkeit gerathen; aber seine Vermittelung wurde stolz verworfen. Rudolf verhielt sich bei diesem Feuer, das in der Nachbarschaft des Reichs brannte, ruhig, oder er sah die Gefahr nicht ein. Indessen griffen die Flammen in Deutschland, wozu es so vielen Stoff in sich hatte, um sich, da die Verletzung des Religionfriedens einmal angefangen war. Die erste Wirkung äußerte sich zu Achen. Eine große Anzahl von Alba vertriebener Niederländer hatte sich das

dahin geflüchtet und ihren Freiheitsgeist mitgebracht. Die hierdurch vermehrten protestantischen Einwohner verlangten nun Theil am Stadtrathe und eigene Kirchen. Die katholische Parthei widersetzte sich. Der Kaiser befahl, alles beim Alten zu lassen. Die protestantische Bürgerschaft ergriff die Waffen, trieb die kaiserlichen Geschäftsträger aus der Stadt und setzte sich in die Freiheit der Religionsübung. Nun erklärte der Kaiser die Stadt in die Acht und trug die Vollstreckung derselben sogar spanischen Kriegsvölkern auf. — Noch auffallender war das Schicksal des Kurfürsten Gebhards von Köln. Er hatte geheirathet, sich zur evangelischen Religion bekannt und glaubte, im Besitz seines Erbsitzes bleiben zu können. Allein der Papst erklärte ihn sogleich für einen Ketzer und warf den Bannstrahl gegen ihn. Das Domkapitel schritt darauf zu einer neuen Wahl und ernannte den Prinz Ernst von Baiern, welcher auch mit Hülfe der Spanier eindrang. Gebhard wurde von den, unter sich wegen der Concordienformel und

wegen der Spaltung mit den Reformirten
 uneinigen Protestanten nur schwach unter-
 stützt und mußte sein Land räumen. Die
 Einwohner desselben, welche bisher der evan-
 gelischen Religion ergeben waren, wurden
 wieder zur römischen Kirche gezwungen,
 und der geistliche Vorbehalt bekam
 durch diesen Vorfall eine wichtige Bestätig-
 ung in den Augen der Katholiken. —
 Eine ähnliche Begebenheit eräugnete sich
 im Biethume Strasburg. Die protes-
 tantischen Domherren postulirten 1592 den
 Prinzen Johann Georg von Brandenburg;
 die katholischen wählten hingegen den Prinz-
 zen Karl von Lothringen, der schon Bischof
 von Metz und Cardinal war. Es kam zum
 Kriege. Der Kaiser gebot zwar Ruhe, als
 kein Feiner wollte nachgeben. Im Jahre
 1604 mußte sich endlich Johann Georg ab-
 kaufen lassen. — Die evangelische Reichs-
 stadt Donauwerth litt ein ähnliches
 hartes Schicksal. Der Abt des dasigen ka-
 tholischen Klosters veranstaltete wider das
 Verbot des Stadtraths ungewöhnliche Um-
 gänge mit vielem Gepränge. Endlich mußte
 Ge;

Gewalt gegen ihn gebraucht werden. Der Kaiser ließ aber die Stadt durch seinen Hofrath, also nicht durch den gesetzlichen Gerichtshof, das Reichskammergericht, in die Acht erklären und übertrug die Vollstreckung derselben dem Herzoge von Baiern, statt des Herzogs von Württemberg, dem sie gehörte. Maximilian von Baiern bemächtigte sich 1607 der Stadt und behielt sie für die Kosten in seiner Gewalt. — Zu diesen Vorfällen, woraus die Protestanten deutlich abnehmen zu können glaubten, daß der katholische Reichstheil und mit demselben der Kaiser und dessen Hofgericht nur immer zum Vortheil der Katholiken entschieden und also auf eine allmähliche Unterdrückung der Evangelischen ausgingen, kam auch noch der Kalender. Bisher hatte man sich mit dem julianischen Kalender, den der große Römer Julius Cäsar veranstaltete, beholfen. Allein dieser Kalender, der das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden bestimmte, gab jedes Jahr um $11\frac{1}{4}$ Minuten zu lang an, welches nach tausend Jahren über 7 Tage beträgt. Der Papst Gregor

D
90r

307 XIII ließ deswegen 1582, wo der Unterschied schon 10 Tage ausmachte, da die Frühlings-Nachgleiche, welche der julian. Kalender auf den 21 März ansetzte, schon 10 Tage vorher eingetreten war, den Kalender mit dem Laufe der Gestirne aufs Neue in Uebereinstimmung bringen. So vernünftig und nöthig diese Verbesserung war; so konnten sich doch die Protestanten nicht überwinden, sie anzunehmen, wie die Katholiken auf Befehl des Papstes thaten. Ihnen schien alles verdächtig, was von Rom herrührte. Des Protestirens gewohnt, blieben sie bei dem alten Kalender. Hierdurch entstand viele Verwirrung in Absicht der Feier der Festtage, der Jahrmärkte, überhaupt aller Geschäfte. Die Unzufriedenheit wurde vermehrt. — Diese wurde auch jetzt noch dadurch vergrößert, daß die Holländer plötzlich den Rhein sperreten. Sie wollten die Spanier und die, mit denselben verbündeten deutschen Fürsten schwächen und ließen daher keine deutsche Schiffe mehr durch ihr Land in das Meer. Dadurch wurde der unmittelbare

See;

Seehandel, den bisher die rheinischen Städte trieben, abgeschnitten und eine ergiebige Quelle des deutschen Nationalwohlstandes verstopft. Die rheinischen Fürsten fühlten bald die Folgen und machten darüber auf dem Reichstage lebhaftest Bewegungen. Allein der Gemeingeist war durch das herrschende Mißtrauen erstickt. Es wurde nichts mit Eifer und Nachdruck gethan. Der Rhein blieb gesperrt und Deutschlands Handel verfiel. — Noch heftigere Beschwerden veranlaßte die Veränderung in der deutschen Gerechtigkeitspflege. In dem Religionsfrieden war ausgemacht, dem Reichskammergerichte protestantische Mitglieder beizugesellen und es einer genauen Untersuchung unparteiischer Reichsstände zu unterwerfen. Die Existenz der Weisiger und der Unterhalt hing nicht sowol vom Kaiser, als vielmehr vom Reiche ab. Diese Einrichtung war den Absichten des Kaisers, oder vielmehr dem Hause Oesterreich, wenn es darauf ankam, eine Sache zu seinem Vortheile zu entscheiden, nicht günstig. Er faßte also den Entschluß,

D 2

dies

diesen Gerichtshof in Unthätigkeit zu setzen. Dagegen zog er alles vor seinen Reichshofrath, der aus Leuten, die er nach Belieben anstellte und in Abhängigkeit erhielt, bestand, und der weder einer Revision noch Visitation unterworfen war. Es wurde sichtbar, daß das östereichische Kabinet, spanische Minister und Jesuiten Einfluß auf denselben hatten. Besonders verfuhr er jetzt sehr partheiisch in der Beitreibung der Beiträge zum Türkenkriege. Obgleich diese Kriege eigentlich nur zum Vortheile Oesterreichs wegen des Besizes von Ungarn geführt wurden; so wurden doch die deutschen Fürsten darin verwickelt. Sie hatten dazu in einem Zeitraume von 18 Jahren beinahe 16 Millionen Gulden verwilliget. Diese Verwilligung war aber immer unter Bedingungen geschehen. Jetzt wollte der Kaiser die Entrichtung dieser freiwilligen Beiträge für eine Schuldigkeit ansehen, um dadurch eine beständige Steuer auf die Fürsten zu legen. Er fing an, die Rückstände nach den Erkenntnissen seines Hofraths mit Execution

beis

beizutreiben. Die Katholiken standen ihm darin bei und waren auch immer bereit, den Kaiserhof zu unterstützen. Die Protestanten sahen aber leicht in diesem Verfahren die wahre Absicht ihrer Gegner, zumal da ihre Klagen über Bedrückung immer nicht gehört wurden.

Bei dieser Stimmung der Gemüther lud der Kurfürst Friedrich IV von der Pfalz einige Fürsten, denen er Freiheitsliebe und Muth zutraute, ein, die gegenwärtige Lage Deutschlands zu beherzigen. „Es ist hohe Zeit, sagte er, zu betrachten, wie die Unternehmungen des Kaisers auf die Unterdrückung der Fürsten abzielt, wie die Stände wegen Sachen, die das Reich nicht angehen, fiskalisch behandelt werden und wie die Parthie der Katholiken wegen ihrer Mehrheit die Oberhand gewinnt.“ — Diese Vorstellung hatte einige Wirkung. Man beschloß, den Land- und Religionsfrieden mit vereinigten Kräften zu behaupten und die Türkensteuer zurück zu behalten. Eine värgliche Vereinigung der Protestanten konnte jedoch dar-

was noch nicht zu Stande kommen. Ihre Gemüther waren durch Religionsmeynungen getrennt. Die Lutheraner und Calvinisten und diejenigen, welche die Mitte zwischen beiden hielten, drängten, haßten und verfolgten sich selbst einander. Ein Theil der protestantischen Fürsten hatte zwar seinen Theologen aufgetragen, eine Vereinigung zu stiften und es wurde die sogenannte Concordienformel im Kloster Bergen entworfen, unterschrieben und kund gemacht. Aber diese Vereinigungsanstalt war nur einseitig für die orthodoxen Lutheraner und zweckte nicht undeutlich auf die Ausschließung der Reformirten ab. Der alte Zwist blieb. Die Theologen setzten ihr Gezänke über die Erbkunde, Gnadendamahl, Abendmahl fort, wodurch das Mißtrauen erhalten wurde. — Jedoch der 1608 nach Regensburg ausgeschriebene Reichstag veranlaßte, daß die Protestanten die Gefahr, worin sie schwebten, deutlicher erkannten. Der bequemlichkeitsliebende Kaiser hatte seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Steyermark hier

Hier zu seinem Geschäftsträger ernannt. Ferdinand war von Jesuiten erzogen und hatte sich schon durch abergläubische Frömmelheit, Intoleranz und durch Gewaltthaten gegen die Protestanten bekannt gemacht. Er war gar nicht geneigt, auf die Beschwerden der protestantischen Fürsten zu hören. Die Katholiken bestärkten ihn darin. Die Bestätigung des Religionsfriedens wurde mit trockenen Worten versagt. Die darüber erschreckten Protestanten verließen daher sogleich einmüthig die Versammlung. Und nun glückte es dem Kurfürsten von der Pfalz die so lange beabsichtigte Union endlich 1610 zu Schwäbisch-Hall zu Stande zu bringen. Die Fürsten von der Pfalz, Baden, Brandenburg und Württemberg verbanden sich, die Konstitution des Reichs zu behaupten, die Abhelfung ihrer Beschwerden zu suchen und ohngeachtet der Verschiedenheit ihrer Meynungen in Glaubenssachen, zusammen zu halten. Weil sie auch beschloßen, einen vertraulichen Briefwechsel mit einander zu führen; so erhielten sie den Namen: *Korrespondirende*

de Fürsten. — Die Katholiken säumten nicht, diesem Bündnisse sogleich ein anderes entgegen zu setzen. Die geistlichen Kurfürsten und viele Bischöfe schlossen zu Würzburg und Koblenz eine Liga, an deren Spitze sich der Herzog Maximilian von Baiern stellte. Sie schoben alle Unruhen und das Mißtrauen im Reiche auf die Reformirten, welche nicht in den Religionsfrieden eingeschlossen waren und sich jetzt eindrängen, sogar die Oberhand gewinnen wollten. Dieser Umstand hielt auch in der That viele lutherische Stände von dem Beitritte zur Union ab. Besonders wollten Sachsen und Braunschweig sich schlechterdings nicht mit den verhassten Calvinisten vereinigen. Kursachsen, welches sich die Leitung aller evangelischen Angelegenheiten anmaßte, empfand das Vornehmen des Kurfürsten von der Pfalz so schmerzhaft, daß es sich aus Eifersucht darüber fester an Oesterreich schloß.

Schon wurde auf beiden Seiten das Schwert gezückt und der Bürgerkrieg drohete in Deutschland heftiger, als je, aus;

zubrechen. Noch kam jetzt die Erledigung
 der jülichischen Erbschaft hinzu. Der
 letzte Herzog von Jülich starb 1609. Die
 Staaten dieses Hauses bestanden aus den
 Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, und
 den Grafschaften Mark, Ravensberg und
 Ravensstein. Die Schwestermänner des letz-
 ten Herzogs, der Kurfürst von Branden-
 burg, der Pfalzgraf von Neuburg,
 der Herzog von Zweibrücken und der
 Erzherzog von Oesterreich Karl, als Mark-
 graf von Burgau, oder deren Nachkom-
 men, machten auf die Erbschaft Forderung.
 Daneben hatte Sachsen vermöge alter
 Hausverträge und ertheilter kaiserlicher An-
 wartschaft Ansprüche. Brandenburg und
 Neuburg setzten sich indessen sogleich in Bes-
 sitz des größten Theils des Landes. Allein
 Oesterreich wollte bei dieser Gelegenheit nicht
 leer ausgehen. Der Kaiser befahl, daß alle
 Erwerber vor seinem Throne erscheinen und
 ihr Erbrecht darthun sollten. Brandenburg
 und Neuburg verbanden sich daher, einan-
 der in dem Besitz gegen alle fremde An-
 maßungen zu schützen. Darauf erklärte aber

der Kaiser die gesammte Erbschaft in Besitz
 quieser und übertrug dessen Ausführung dem
 Erzherzoge Leopold, der sich auch mit spanis-
 cher Hülfe Jülichs bemächtigte. Er bedro-
 hete ferner alle, die sich der Einziehung
 dieser Länder widersetzen würden, mit der
 Reichsacht, ließ also nicht undentlich bleiben,
 daß er sie, als ein eröffnetes Lehn, an sein
 Haus reißen wolle.

Dieses Unternehmen erregte allgemeine
 Bekürzung. Die Union kam sogleich
 den Besitzern zu Hülfe und erklärte das
 Verfahren des Kaisers für widerrechtlich.
 Es schien selbst den Katholiken bedenklich,
 und die Liga war nicht zu bewegen, sich
 zum Werkzeuge dieser Gewaltthätigkeiten
 gebrauchen zu lassen. Maximilian von
 Baiern erklärte dem Reichshofrathspräsi-
 denten, Grafen von Hohenzollern, ins Ge-
 sicht, daß er sich mit der Ausführung der
 Urtheile des Kaisers in dieser Sache nicht
 befassen könne. So allgemein fürchtete man
 sich vor der grenzenlosen Vergrößerungssucht
 des österreichischen Hofes. Besonders wirkte
 dieser Gedanke auch jetzt auf den König von
 Frank

Frankreich. Da Oesterreich und Spanien noch immer unter einem Geschlechte standen und einerlei Absichten befolgten; so mußte Heinrich IV die Gefahr einsehen, welche hieraus für sein Reich entsprang. Er machte also den Entwurf, sich der überhandnehmenden Macht des Erzhauses zu widersetzen. Er erkannte, daß die Freiheit der deutschen Fürsten erhalten werden müsse, wenn nicht Europa unter Oesterreichs Joch fallen sollte, und schloß sich daher an die deutsche Union an. Bald gingen jedoch seine Entwürfe noch weiter. Er hatte sich durch seinen Staatsdiener Sully von einer Schuldenlast von 330 Millionen Livres befreiet, dagegen einen Schatz von 40 Mill. gesammelt, ein Kriegsheer aufgerichtet und die Liebe seiner Unterthanen erworben. Diese Kräfte wollte Heinrich jetzt zur Ausführung eines großen Gedankens anwenden, der oft getadelt ist, aber der doch wenn er zur Reife gekommen wäre, wahrscheinlich viel zur Kultur und Wohlfahrt der Völker beigetragen hätte. Er wollte in Europa einen ewigen Frieden stiften. Und warum sollte

sollte das nicht möglich seyn, da die Men-
 schen Vernunft haben? — Die darin be-
 stehenden Staaten sollten in ein gewisses
 Verhältniß gegen einander gesetzt werden,
 in ein Bündniß treten und eine gemeins-
 schaftliche Staatsversammlung von Abges-
 ordneten zur Schlichtung ihrer etwa noch
 vorkommenden Streitigkeiten durch Güte und
 Vergleich, überhaupt durch den Gebrauch
 der Vernunft, ohne Krieg, unterhalten.
 Auf diese Art sollten die Gelder zur Unter-
 haltung der Soldaten und der Festungen,
 die der Gesellschaft zur Last und Bedrüß-
 lung fallen, den Völkern erspart werden
 und die Fürsten künftig sicher und sorgen-
 frey allein ihren Amtspflichten leben. Durch
 unauslöbliche Bande der Bruderliebe verei-
 nigt, sollten die Menschen sich nur mit der
 Gründung und Befestigung ihrer Wohlz-
 fahrt beschäftigen. Das deutsche Kaiser-
 thum sollte künftig wieder eine Ehrenstelle
 für den tugendhaftesten Fürsten seyn und
 nie an zwei Prinzen aus einem Geschlechte
 nach einander ertheilt werden. Schon
 legte Heinrich Hand an die Ausführung
 die;

dieses kosmopolitischen Entwurfs, den sich die unirten Fürsten gefallen ließen. Er sammelte ein Heer, wurde aber, als er im Begriff war, zu demselben an die Grenzen zu gehen, in seiner Hauptstadt von einem fanatischen Mönch, Franz Kavaillac, dem es nicht gefiel, daß sich sein allerchristlichster König mit den Protestanten vereinigt hatte, um Frieden zu stiften, mit einem Messer erstochen. Der Tod dieses philosophischen Königs, der die Bewohner Europas zur Gleichheit und Brüderschaft vereinigen wollte, worin es sich friedlich und gut leben ließe, so wie er selbst unter seinen Franzosen, als Familienvater lebte, machte großen Eindruck auf die deutsche Union. Sie stand gleich von dem Austheile, welchen sie an dem jüdischen Erbschaftsstreite genommen hatte, ab, und legte die Waffen nieder.

Vielleicht wäre es nun der rechte Zeitpunkt gewesen, diese Union gänzlich zu vernichten, die Protestanten und mit ihnen die deutsche Freiheit zu unterdrücken, wenn nicht jetzt im österreichischen Hause selbst

Miß-

Mißheiligkeiten geherrscht hätten. Kaiser
 Rudolf war unvermählt, auch waren seine
 Brüder ohne männliche Erben. Daher
 suchte die spanische Linie sogleich die Erbs-
 folge an sich zu bringen. Als das nicht
 gelang, wollte sie den Erzherzog Ferdi-
 nand von Steyermark, der erkatholisch
 war, auf den Thron setzen, statt des Kai-
 sers Bruders, Matthias, der mächtigere
 Gesinnungen hegte. Rudolf haßte seinen
 Bruder, war auch dem Ferdinand nicht
 hold, sondern liebte dagegen dessen Bruder
 Leopold, Bischof von Passau und Straß-
 burg und suchte diesem die Nachfolge zu
 verschaffen. Allein Matthias vereinigte sich
 mit seinen Brüdern und nöthigte den Kai-
 ser mit gewaffneter Hand, ihm 1608 Ungarn
 und Oesterreich abzutreten. Rudolf mußte
 sich mit Böhmen begnügen. Weil ihm die
 Einwohner, besonders die Protestanten dies-
 ser Provinz in diesen Bedrängnissen treu
 blieben; so ertheilte er ihnen aus Dankbar-
 keit 1609 in dem sogenannten M a j e s t ä t s
 b r i e f e volle Religionsfreiheit und Bestä-
 tigung ihrer Gerechtsame. Aus N i s s e r g ü t
 e n

gen wollte er darauf Leopolden den Besitz Böhmens verschaffen und ließ ihn mit passauischen Kriegsvölkern dahin kommen. Aber gleich rückte auch Matthias mit einem Heere ein und die Passauer mußten weichen. Der Kaiser wurde in sein Schloß gesperrt und mußte nun auch Böhmen gegen einen Jahresgehalt von 300,000 Gulden abtreten. — Durch diese Vorfälle verlor Rudolf sein Ansehen. Er konnte nun weder seine Schulden bezahlen, noch einen Hof unterhalten. Er bat die deutschen Fürsten um Beistand; aber er erhielt nichts, als bittere Vorwürfe. Sie ließen ihm sagen, daß es nöthig sei, ihm einen Nachfolger zu wählen. Hierüber erschrock er so heftig, daß er starb. — Er hatte schon lange sich nach dem Tode gesehnt, um von den Drangsalen befreiet zu werden, worin er gesunken war. Man rühmt seine Liebe zu den Wissenschaften und besonders die Gewogenheit, welche er Tycho Brahen, Keplern und andern Gelehrten bewies. Allein die Leuffer seiner Leidenschaften hatten ihn nur in das Studium der Sterndeuterei und Chemie

ver:



verwickelt, um desto ungestörter herrschen zu können. Weil er sich mit Scheidekolben einschloß, selten Menschen sah, seine Schmeichler ihm, nach dem Schicksale vieler Fürsten, nur das Unangenehme sagten, er aber doch am Ende viel Unangenehmes erfuhr; so wurde er äußerst furchsam und argwöhnisch. Er zeigte sich selten öffentlich und ließ sich in seinem Schlosse zu Prag verdeckte Gänge bauen, worin er gehen konnte, ohne gesehen, oder von einer Kugel getroffen zu werden.

Matthias

von 1612 bis 1619.

Obgleich nach Rudolfs Tode verschiedene Fürsten in Vorschlag kamen; so wurde doch nach einer Erledigung des Kaiserthrons von vier Monaten, Matthias einmützig gewählt. Er hatte sich schon von verschiedenen guten Seiten gezeigt. Die gewaltsamen Schritte, welche er gegen seinen Bruder that, konnten ihm wegen dessen Fahrlässigkeit so.

sogar zum Verdienst angerechnet werden. Er hatte den Böhmen den Majestätsbrief bestätigt und überhaupt viele Maßigung bewiesen. Indessen mußte er doch auf Antrieb der Union schwören, nie zu suchen, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Die Capitulation erhielt überdieß den wichtigen Zusatz: daß die Fürsten künftig befugt seyn sollten, ohne Einwilligung des Kaisers einen römischen König zu wählen. — Matthias trat die Regierung mit der feierlichen Versicherung an, daß er sich bestreben wolle, alle Mißbräuche abzustellen. Vielleicht wäre ihm diese schwere Arbeit gelungen, wenn Deutschland nicht so vielen Stoff zum Streite enthalten hätte. Man konnte schon auf dem ersten Reichstage, welchen er ausschrieb, zu keinem Schlusse kommen, weil die korrespondirenden Fürsten an den Berathschlagungen nicht eher Theil nehmen wollten, bis ihren Beschwerden abgeholfen sey. — Ein unerwarteter Vorfall in der jülichischen Erbschaftsache vermehrte die Gährung. Brandenburg und Neuburg

E

war

waren darin bisher genau vereinigt gewesen. Um dieses Einverständnis zu befestigen, war eine Heirath des Erbprinzen, Wolfgang Wilhelm von Neuburg, mit der Tochter des Kurfürsten, Anna Sophia, verabredet. Bei einer persönlichen Zusammenkunft gerieth aber der künftige Schwiegervater mit dem Prinzen über Tische in einen Wortwechsel und der Kurfürst ließ sich von einer aufbrausenden Hitze so weit hinarbeiten, daß er seinem künftigen Schwiegersohne eine Ohrfeige gab. Der hierüber entrüstete Prinz verließ sogleich das Hoflager, ging nach Baiern, nahm die katholische Religion an und versicherte sich des Beistandes der Liga, des spanischen Hofes und aller Katholiken, die ihm auch sogleich am Niesberrhein thätig zu Hülfe kamen, wogegen der Kurfürst von den Holländern unterstützt wurde. Zu gleicher Zeit ließ auch der Kaiser jetzt die Acht gegen Achen durch spanische Soldaten vollstrecken. Spinola bezmächtigte sich der Stadt, trieb alle evangelischen Rathsverwandte weg und setzte dafür katholische ein. — Diese Vorfälle vers
mehr

mehrten die Furcht der Protestanten. Endlich brach das Feuer in den österreichischen Erbländern selbst zuerst, in Flammen aus. Matthias hatte zwar den Böhmen den Majestätsbrief bestätigt, allein die katholische Geistlichkeit störte oft die Ausübung desselben und der Kaiser selbst schien nicht darüber gehörig halten zu wollen. Dieß rührte daher, daß Ferdinand, welcher der päpstlichen Kirche gänzlich ergeben war und sehr despotische Grundsätze hegte, schon als Erbe Ungarns und Böhmens, sich in Regierungssachen zu mischen anfing. Die Klereisei konnte auf seinen Beistand rechnen. Daher ließ der Erzbischof von Prag eine, von den Evangelischen erbaute Kirche niederreißen und der Abt von Braunau eine andre zuschließen. Die Böhmen geriethen über diese Verletzung des Majestätsbriefs in Bewegung. Als die Stände auf ihre Klagen keine genügende, sondern eine harte Antwort erhielten, verariffen sie sich an den kaiserlichen Bevollmächtigten, und stürzten sie aus den Fenstern ihres Versammlungsssaals hinaus, wie

man nach Landesgebrauch an Verräthern des Vaterlandes zu thun pflegte. — Sie thaten nichts, um diesen heftigen Schritt gut zu machen. Vielmehr suchten sie sich vor den Ahndungen des beleidigten Kaisers in Sicherheit zu setzen. Sie trieben die Jesuiten, als Ausflüster aller Bedrückungen aus dem Lande, warben Völker, wählten Anführer und suchten mit allen Protestanten Bündnisse zu schließen. Der erzürnte Kaiser schickte sogleich ein Heer gegen sie ab. Allein die Böhmen, durch die Hoffnung von den Unirten unterstützt zu werden, zumal da ihnen der Graf von Mansfeld auch wirklich mit einiger deutschen Mannschaft zu Hülfe kam, und durch das Beispiel der Holländer ermuntert, waren ihm schon zuvorgekommen. Sie schlugen die kaiserlichen Soldaten zurück, fielen in Oesterreich und drangen gegen Wien vor. Die mit des Kaisers Regierung Unzufriedenen in Schlesien und Oesterreich vereinigten sich mit ihnen. Matthias von allen Seiten in die Enge getrieben, da auch die Türken mit einem Einfalle droheten und die

die Unirten ihn demüthigen wollten, sah kein Rettungsmittel, als sich mit den Böhmen zu vergleichen. Er starb aber, ehe er diesen heilsamen Vorsatz, der vielleicht großes Unheil hintertrieben hätte, ausführen konnte.

Dreißigjähriger Krieg in Deutsch-

land.

Ferdinand II.

von 1619 bis 1637.

Der Erbe des Kaisers Matthias war bei dessen Tode beinahe ein Herr ohne Land. Fast alle österreichischen Erbländer waren in Empörung. Am wenigsten schien es, daß er die Kaiserkrone erhalten würde. Die Protestanten fürchteren seine Denkungsart. Dagegen vereinigte sich aber die katholische Parthei, die alles von seiner Anhänglichkeit an ihrer Religion kostete, desto eifriger für ihn und als es ihr gelang, das wankelt

müthige Sachsen zu gewinnen, wurde Ferdinand, ohngeachtet der Einrede der Böhmen und der Ermangelung der pfälzischen Stimme, gewählt. — Die Böhmen wollten ihn aber schlechterdings nicht für ihren Herrn erkennen, sondern erklärten ihn ihres Reichs verlustig. Sie boten ihre Krone verschiedenen Fürsten, endlich dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V an, der sie auch auf Zureden seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Königs Jakob von England, annahm, in dem er sich sowohl mit dem Heisande desselben, als aller Protestanten schmeichelte. Anfänglich hatte er auch sehr günstige Ausichten. Die bösterreichischen Landstände standen gegen Ferdinand in den Waffen. Die Ungarn kündigten demselben gleichfalls den Gehorsam auf und schlossen sich, den Bethlen Gabor an ihrer Spitze, an die Böhmen. Die unierten Fürsten forderten ungestümer, als je, Abhülfe ihrer Beschwerden und erklärten, daß sie dem jetzigen Könige von Böhmen, wenn er in seinen Erbländern angegriffen würde, beistehen

sehen mußten. — Allein Ferdinand wußte die Umstände bald zu seinem Vortheil zu wenden. Zuerst schloß er mit Batern und Sachsen Bündnisse. Erstern versprach er die pfälzische Kur, dem andern die jülische Erbschaft. Alsdann machte er mit den Ungarn einen Waffenstillstand, schlüßerte die Wairten durch Versprechungen ein und zog inzwischen ein spanisches Heer an sich. Darauf fiel er mit seiner ganzen Macht die Böhmen an. Der kriegerisch unerschrockene Friedrich konnte nur schwachen Widerstand leisten. Es mangelte ihm Volk und Geld. Sein ungeschultes Heer wurde am 8ten Novemb. 1620 auf dem weißen Berge vor Prag aufs Haupt geschlagen und zerstreuet.

Mit diesem einzigen Streiche änderte sich plötzlich die Gestalt der Dinge. Friedrich floh nach Holland und Ferdinand bemächtigte sich Böhmens. Er erklärte Friedrichen eigenmächtig, ohne Zuziehung des Reichs, in die Acht, als wäre es ein Verbrechen gegen den Kaiser und Reich, was jener gegen den Erzherzog von Oesterreich

unternommen hatte. Der östereichische
 Heerführer Tilli nahm Heidelberg ein
 und die dasige kostbare Büchersammlung
 wurde dem Papste zum Geschenk ins Vatikan
 geschickt. Die Union, in Schrecken
 gesetzt, blieb unthätig und trennte sich
 gänzlich. — Nun sah sich Ferdinand
 im Stande, den Plan seines Hauses, die
 protestantische Religion und mit ihr die
 deutschen Fürsten zu unterdrücken, auszu-
 führen. Er gab 1622 die pfälzische Kur
 dem Herzoge von Baiern und hob dadurch
 das Gleichgewicht auf. Böhmen mußte
 seine ganze Rache empfinden. Er erklärte
 es für ein Erbgut seines Geschlechts. Die
 patriotischen Landstände wurden mit dem
 Schwerte hingerichtet, oder aus dem Lande
 getrieben. Den dasigen Protestanten wur-
 den alle Kirchen genommen. Ihre Prediger
 wurden verjagt und dagegen Jesuiten ein-
 geführt. Das nehmliche Schicksal traf
 Oesterreich. — Nachdem der Kurfürst
 von der Pfalz, die bisherige Stütze des
 Protestantismus und der deutschen Frei-
 heit, seiner Länder beraubt, und dessen
 Greun

Freunde geächtet waren, fingen überall die Katholiken an, ihre Gegenreformation zu veranstalten. Der Krieg schien schon mit völliger Erfüllung der Wünsche Ferdinands und der Papisten zum Ende zu gehen, wenn ihn nicht noch vier Männer auf ihre Gefahr fortgeführt hätten. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden, Durlach, der Herzog Christian v. Braunschweig, Bischof von Halberstadt, der Markgraf Johann Georg v. Brandenburg, abgesetzter Bischof von Straßburg, jetzt als Herzog von Jägerndorf vom Kaiser geächtet und der Graf Ernst von Mansfeld, Prinzen ohne Land und Leute, unterhielten noch auf Kosten der von ihnen überzogenen Länder zusammengeraufte Haufen, und ob sie gleich oft geschlagen, der Uebermacht weichen mußten, hinderten sie doch das Vordringen der österreichischen Völker und die völlige Unterdrückung Deutschlands.

Noch hatte auch der kaiserliche Arm Niedersachsen nicht erreicht. Der Kreis beschloß 1621, um der Gefahr vorzubauen,

ein Heer aufzurichten und machte den Herzog Christian von Braunschweig zum Anführer desselben. Allein Tilly überraschte ihn und schlug den Herzog aus dem Felde. Als nun darauf der Kaiser auch hierher harte Befehle ergehen ließ und unter andern die Stifter Bremen und Verden, auf welche der König von Dänemark Christian IV für seine Söhne Ausichten hatte, wieder einziehen und mit Katholiken besetzen wollte; so sammelten die Stände abermals ein Heer und wählten den König zum Kreisobersten, der auch 1625 zu ihrem Beistande herbeikam. Der Kaiser, sehr aufgebracht, daß sich ein fremder Fürst zum Vertheidiger der deutschen Freiheit aufwarf, stellte ihm zwei Heere unter Tilly und Wallenstein entgegen. Der letztere schlug den Grafen von Mansfeld bei Dessau, und der König selbst, dem es an Gelde und Volke fehlte, litt bei Lutter am Barenberge am 27sten August 1626 von Tilly eine solche Niederlage, daß er sogleich den deutschen Boden verlassen mußte. Die Kaiserlichen verfolgten ihn nach Jütland und nöthigten ihn

ihn 1629 zum Frieden, worin er versprechen
 mußte, sich künftig in die Angelegenheiten
 Deutschlands nicht zu mischen. — Nun
 war Ferdinand völlig Meister im Reiche.
 Die Herzöge von Mecklenburg wurden, weil
 sie die Kreishülfe geleistet hatten, gedächet
 und ihr Land wurde dem österreichischen Ge-
 neral Wallenstein geschenkt. Um seine
 Herrschaft über Deutschland zu befestigen,
 wollte der Kaiser auch eine Seemacht errich-
 ten. Er ließ Wismar wegnehmen, Schiffe
 bauen und ernannte Wallenstein zum Ober-
 admiral auf der Ostsee. Pommern und
 Brandenburg wurden besetzt und selbst Kur-
 sachsen nun nicht mehr geschont. Wallen-
 stein erklärte schon: „man bedürfe
 „keiner Fürsten und Kurfürsten
 „mehr; es müsse nur ein Herr
 „in Deutschland seyn.“ — Zu-
 gleich trat der Kaiser mit einem Restitu-
 tionsedict hervor. Er warf den Protes-
 tanten vor, daß sie von der augsburgischen
 Confession abgegangen wären. Der Reli-
 gionsfriede könne ihnen also nicht mehr zu-
 statten kommen. Sie sollten alle geistliche

Güt

Güter an Stiftern, Klöstern und Kirchen, welche seit jenem Friedensschlusse in ihre Hände gekommen wären, sogleich wieder herausgeben und die Katholiken an der Gegenreformation nicht hindern. Nur die Befenner der unveränderten augsburgischen Confession wolle man verläufig noch allensfalls dulden. Es wurde auch sogleich zur Ausführung dieser Befehle geschritten und sie wurden überall, ohne auf Vorstellungen und Bitten zu hören, mit Kriegsgewalt durchgesetzt. Kaum konnte Ferdinand bewogen werden, den übermüthigen Wallenstein, der weder Feind noch Freund schonen konnte, abzudanken.

In diesem hoffnungslosen Zustande, da das Vaterland unter den Szepter Oesterreichs und des Papstes fallen, die erlangte Aufklärung und damit die Kultur der Nation wieder erstickt werden sollte, — erwachte ein unerwarteter Retter der Deutschen, Gustav Adolf, König von Schweden. Er war von dem flegeltrunkenen und schon aufgeblasenen Ferdinand empfindlich beleidigt. Der Kaiser hatte

seis



Gustav Adolf, kommt als Retter der deutschen
Freiheit, 1630.

seinen Feinden den Hohen Stille gelicht
 seine Unterwerfung die Herzoge von Me
 leburg, ihres Landes beraubt, seine W
 mittelung schone abgewiesen und sogar der
 propet ihn hoer das Meer anzufahren. In
 das Wollt, für die Standesfreiheit der
 teilt, trat am 24ten Brachmonat 1210 auf
 diesem mit einem Heere, aber wogegen
 ten Heere aus Land und erricht schen sie
 Oesterreicher aus Böhmen und West
 burg. Hätten Sachse und Brandenburg
 und überhaupt die Protestanten sich gleich
 rechtlich für ihn erklärt, so hätte noch ein
 großes Heerführer vermieden werden können.
 Wogegen es wurde eben vom Willen der
 ledert, weil er den Markgrafen Göttingen
 Wöhler, welcher vom Kaiser, der ried
 schone Erbkitt seinen eigenen Sohn zu
 den wollte, geküßt war, aufgenommen
 hatte. Die folgende Verhandlung wurde
 von den Kaiserlichen mit Feuer und Schwert
 bis auf wenige Stunden geführt.
 Danach forcten die Protestanten, sich an
 den König anzuschließen, um den Kaiser nicht
 zu beleidigen. Die vereinigten Hof aber auf
 zu



seinen Feinden, den Polen, Hülfe geschickt,
 seine Blutsverwandte, die Herzöge von Mek-
 lenburg, ihres Landes beraubt, seine Ver-
 mittelung schände abgewiesen und sogar ge-
 drohet, ihn über das Meer anzufallen. Gu-
 stav Adolf, für die Glaubensfreiheit bes-
 seelt, trat am 24sten Brachmonats 1630 auf
 Usedom mit einem kleinen, aber wohlgeüb-
 ten Heere ans Land und vertrieb schnell die
 Oesterreicher aus Pommern und Meklen-
 burg. Hätten Sachsen und Brandenburg
 und überhaupt die Protestanten sich gleich
 deutlich für ihn erklärt; so hätte noch ein
 großes Unglück vermieden werden können.
 Magdeburg wurde eben vom Tilly bes-
 lagert, weil er den Markgrafen Christian
 Wilhelm, welcher vom Kaiser, der jenes
 schöne Erzstift seinem eigenen Sohne zuwen-
 den wollte, geächtet war, aufgenommen
 hatte. Die blühende Handelsstadt wurde
 von den Kaiserlichen mit Feuer und Schwert
 bis auf wenige Fischerhütten zerstört. —
 Dennoch zögerten die Protestanten, sich an
 den König anzuschließen, um den Kaiser nicht
 zu beleidigen. Sie vereinigten sich aber auf
 Kurz

Kurfürstens Antrieb zu Leipzig zu einer Vertheidigung aus eigenen Kräften. Allein der Kaiser fuhr dennoch mit harten Maaßregeln gegen sie fort, wodurch dann endlich selbst Sachsen genöthigt wurde, sich mit Schweden zu verbinden. — Darauf rückte nun Gustav Adolf näher und schlug die Kaiserlichen am 7ten Septemb. 1631 bei Leipzig aufs Haupt. Tilli ließ 6000 auf dem Platze und 5000 wurden gefangen. — Dieses einzige Treffen hatte große Folgen. Die kaiserlichen Völker, welche sich über ganz Deutschland ausgebreitet hatten, mußten überall zurückweichen, um die Erblande Ferdinands zu vertheidigen. Denn der König schickte sogleich einen Theil seines Heers nach Böhmen, mit dem andern drang er selbst an den Rhein und an die Donau. Vielleicht hätte er sogar den Kaiser, wenn er dessen erste Bestürzung durch rasches Vordringen gegen Wien benützt hätte, schon jetzt zu einem billigen Frieden zwingen können. Statt dessen hielt er sich in Baiern, wo sich ihm Tilli entgegenstellte, mit kleinen Gefechten auf.

Uns

Unter dessen sammelte aber Wallenstein den Ferdinand wieder aufgenommen und mit unumschränkter Vollmacht, mit den Kriegsvölkern, mit den deutschen Fürsten, selbst mit dem Kaiser willkürlich schalten und walten zu dürfen, bekleidet hatte, ein neues Heer, mit dem er in Sachsen fiel. Gustav Adolf eilte sogleich seinen Bundesgenossen zu Hülfe und es kam abermals ohnweit Leipzig bei Lützen am 6ten Novemb. 1632 zur Schlacht, worin zwar sein tapferes Heer den Sieg erkämpfte, er selbst aber das Leben verlor.

Der Kaiser glaubte, durch den Tod des Königs mehr gewonnen, als durch die Niederlagen seiner Heere verlohren zu haben. Er wollte nun von keinem Frieden hören, sondern dachte, die Schweden jetzt leicht vertreiben und sich Deutschlands wieder bemächtigen zu können. Aber seine Hoffnung schlug fehl. Die schwedischen Reichsstände beschloßen bei der Minorität der einzigen Tochter und Erbin Gustav Adolfs, Christine, den Krieg fortzusetzen. Sie knüpften ein Bündniß mit

mit Frankreich und vereinigten auch die protestantischen Fürsten zu Heilbron 1633 mit sich. Aber Kursachsen meinte es nicht treu, theils weil es selbst das Haupt der Protestanten in Deutschland seyn, theils aus einem, von seinen Theologen genährten Haffe, nur die Lutheraner und nicht die Reformirten geschützt wissen wollte. Und als des Kaisers Erbprinz, Ferdinand, die Schweden bei Nördlingen schlug, daß sie den größten Theil ihrer Eroberungen verlassen mußten, schloß der Kurfürst sogar 1635 mit dem Kaiser einen besondern Frieden zu Prag, worin er sich die Lausitz und seinem Sohne das Erzstift Magdeburg ausbedung. Die Schweden sollten aus dem Reiche vertrieben, Böhmen und Pfalz von der Amnestie ausgeschlossen werden. — Nun nahm sich aber hingegen Frankreich der Schweden thätiger an. Es erklärte sogleich den Spaniern, weil sie den Kurfürsten von Trier, der unter französischem Schutze die Neutralität ergriffen hatte, in seiner Residenz überfallen und dem Kaiser ausgeliefert hatten, den Krieg.

Krieg. Zwar drang der österreichische Feldherr Gallas 1636 mit einem starken Heere tief in Champagne und bedrohte Paris selbst, aber Mangel und Krankheiten zwangen ihn bald zum Rückzuge, und Sachsen mußte die Rache der Schweden wegen des Prager Friedens schwer empfinden. — Unter diesen Vorfällen starb Ferdinand II nachdem er seine Regierungszeit in Unruhe zugebracht hatte.

Ferdinand III.

von 1637 bis 1657.

Seit langer Zeit war keine Wahl eines deutschen Königs mit mehreren Gewaltthatigkeiten begleitet gewesen. Der Kurfürst von der Pfalz war eigenmächtiger Weise seiner Stimme beraubt. Der Kurfürst von Trier saß zu Wien gefangen und auf ihn wurde nicht gehört. Dagegen wurde die neue Wahlstimme des Herzogs von Baiern, ohngeachtet sie demselben vom Reiche noch nicht eingeräumt war, für gültig angenommen.

§

men.

men. Sachsen und Brandenburg wurden durch Drohungen gewonnen. Die Wahlstadt war mit österreichischen Völkern umringt. Ueberhaupt benutzte der Wiener Hof den Prager Frieden und den Sieg bei Nordlingen meisterhaft. Denn da die Schweden wegen jenes Friedens die Sachsen zu Feinden erhielten und auch zu gleicher Zeit mit Brandenburg wegen Pommerns, welches Brandenburg nach dem 1637 erfolgten Tode des letzten Herzogs verlangte, worin aber Schweden festen Fuß fassen und sich entschädigen wollte, in Mißthelligkeiten gerietten, und da sie nach einigen unglücklichen Gefechten ganz Deutschland bis auf wenige Derter an der Dänsee räumen mußten; so gelang es dem Hause Oesterreich, die meisten Fürsten von der schwedischen Partei abzuziehen und durch Drohungen zur Annahme des Prager Friedens zu zwingen. — Unter diesen günstigen Umständen bestieg Ferdinand III den Thron. Zwar wollten Schweden und Frankreich ihn nicht anerkennen; allein er fühlte seine Macht und

setzt

sein Glück und setzte den Kampf nach den bisherigen Grundsätzen seines Hauses fort.

Von allen deutschen Fürsten waren nach dem Prager Frieden nur noch der Landgraf Wilhelm von Hessenkassel, und der Herzog Bernhard von Weimar — ein Prinz ohne Land, aber ein Heerführer von Muth und Einsichten — den Schweden treu geblieben. Der Landgraf wurde deswegen von den Kaiserlichen aus seinem Lande verstoßen und starb 1637 abwesend. Nun trat der Landgraf Georg von Darmstadt mit einer, vom Kaiser gegen Wilhelm ergangenen Aechtsklärung hervor. Hessen sollte wie Pfalz behandelt werden. Die Landstände wurden von dem Huldigungsseide, welchen sie dem Erbprinzen geleistet hatten, entbunden. Aber Wilhelms Witwe, Amalia, eine geborne Gräfin von Hanau, faßte den, einer deutschen Fürstin würdigen Entschluß, sich diesem Verfahren des Kaisers zu widersetzen. Sie rief Frankreich und Schweden um Hülfe an, trat selbst an die Spitze ihrer Krieger, trieb die Desterreicher aus ihrem Lande und

erwarb sich durch ihren standhaften Muth eine hohe Stelle unter den patriotischen Frauen Deutschlands. — Unterdessen hatte auch Bernhard von Weimar gegen die Oesterreicher am Rheine glücklich gefochten. Er eroberte einen Theil vom Elsass und bezwang auch Breisach 1638. Allein er starb bald darauf an einer, noch nicht undeutl. Zeichen, geschehenen Vergiftung. Und nun nahm Frankreich Bernhards Eroberungen, welche er vorher den Franzosen auf ihr Verlangen nicht einräumen, sondern für sich behalten wollte, in Besitz, wodurch es zuerst festen Fuß am Rheine faßte.

Inzwischen verstärkten auch die Schweden ihre Kriegsmacht wieder und drangen 1641 unter Banners Anführung nach Sachsen, Böhmen und an die Donau gegen Regensburg vor, wo eben ein Reichstag gehalten wurde, auf welchem man zwar viel vom Frieden sprach, aber nichts ausmachte. Denn der Kaiser bewies sich auch hier noch so hart, daß er fast alle Protestanten von den Verhandlungen ausschloß, die Städte mit

mit dem päpstlichen Banne und mit der kaiserlichen Ungnade bedrohet, sogar die Braunschweig : lüneburgischen und hessischen Gesandten, weil sie eine allgemeine Amnestie vorschlugen, wegwies. Er legte den Protestanten alles Unglück zur Last und verlangte, daß die Fürsten allen, aus dem Kriege entstandenen Schaden tragen sollten. Ueberhaupt zeigte er deutlich genug, daß Oesterreich seinen Vorsatz, Deutschland zu unterjochen und die Fürsten auszurotten, noch nicht aufgegeben habe. Daher fielen die Schweden denn auch im folgenden Jahre, da sie sahen, daß der Kaiser durch Krieg zum Frieden genöthigt werden müsse, in die österreichischen Erblande. **Trostensohn** machte Eroberungen in Schlessien und Mähren und brachte bei Leipzig dem Erzherzoge **Leopold** eine Niederlage bei. Zu gleicher Zeit änderte sich auch ihr Verhältniß mit Brandenburg zu ihrem Vortheile. Der Kurfürst **Georg Wilhelm**, der sich durch seinen Minister, den Grafen von **Schwarzenberg**, welcher in Oesterreichs Solde stand, lenken ließ, starb 1640. Sein Sohn,

Sohn, Friedrich Wilhelm, riß sich von diesen Banden los, indem er sein Land von den Anhängern des Kaisers reinigte, legte die bisherigen Irrungen mit Schweden bei und schloß mit demselben einen Neutralitätsvertrag. Auch Sachsen, der Drangsale müde, ging mit Schweden einen Stillstand ein, wozu auch selbst Baiern durch französische und schwedische Kriegsvölker 1647 gezwungen wurde. — Ob also nun gleich um diese Zeit (1643) Dänemark, eifersüchtig über das Glück seines Nachbarn, wegen des Sundzolls Schweden zum Kriege reizte; so verschaffte dieses dem Kaiser doch keine Erleichterung. Denn Crostensohn eroberte schnell fast ganz Gütland und rief das kaiserliche Heer, welches den Dänen zur Hülfe kommen und ihn in die Halbinsel einschließen wollte, gänzlich auf. Er erfocht darauf 1645 bei Lankowitz einen entscheidenden Sieg, nach welchem die Oesterreicher Böhmen, Schlesien und Mähren verlassen mußten. Der Kaiser floh in Schrecken von Wien nach Grätz und Crostensohn vereinigte sich mit dem

dem Fürsten Ragotzi von Siebenbürgen, welcher gleichfalls gegen die Bedrückungen Ferdinands die Waffen ergriffen hatte. — Durch das Glück der Schweden, denen die Holländer eine Flotte zur Hülfe sandten, wurde Dänemark schon 1645 zum Frieden zu Bromsebroe gezwungen, worin es wichtige Aufopferungen machen mußte. Und als nun darauf die Schweden unter Wrangels Anführung, nachdem sie sich 1647 mit dem französischen Feldherrn Turenne in Schwaben vereinigt hatten, durch Baiern abermals in Böhmen drangen, wo der schwedische General Königsmark schon einen Theil der Hauptstadt erstürmt hatte; so mußte auch der Kaiser zu den Friedensbedingungen, welche unter dessen zu Münster und Osabrück mühsam zu Stande gebracht waren, endlich 1648 seine Einwilligung geben.

Dieses Friedensgeschäft war mit unsäglichen Beschwerden begleitet. Man hatte seit 8 Jahren daran gearbeitet. Das verwickelte Interesse fast aller europäischen Mächte, welche daran Theil nahmen, der Widers

stand des römischen Hofes und die Beharrlichkeit Ferdinands erschwerten die Abschliefung. Erst mußte Oesterreich erschöpft, Deutschland verwüestet und der Feind vor den Thoren Wiens seyn. Nur das, durch Tapferkeit und Kriegsgeschicklichkeit begleitete Glück der Schweden und die Standhaftigkeit der, mit ihnen verbundenen Protestanten, nöthigten den Kaiser zum Nachgeben. — So wie der Krieg aus zwei Ursachen, aus Religionsbeschwerden und aus politischen Beschwerden der Reichsstände, entstanden war; so mußte man sich bemühen, beide aus dem Wege zu räumen. Zuerst wurde eine allgemeine Amnestie bewilligt. Der Religionsfriede wurde bestätigt und die Reformirten mit eingeschlossen. Wegen des Streits zwischen den Protestanten und Katholiken über den Besitz der ehemaligen geistlichen Güter wurde das Jahr 1624 zum Entscheidungsjahre angenommen. Jedem Theile wurde feierlich zuerkannt, was er in diesem Jahre von jenen Gütern besessen, wo er seinen Gottesdienst, oder seine geistliche

Ges

Gerichtbarkeit, ausgeübt hatte. Ueberhaupt sollte künftig unter den Ständen beider Religionen eine vollkommene Gleichheit der Rechte Statt finden; in Religionsfachen sollte auf dem Reichstage nicht die Mehrheit der Stimmen, sondern gütliche Vergleichung entscheiden. — In politischer Hinsicht wurde den Reichsständen der Genuß landesherrlicher Rechte zugestanden und ihnen sogar bewilligt, mit Auswärtigen Bündnisse schließen zu dürfen, wenn sie nur nicht gegen das Reich und den Kaiser gingen. Alle Stände sollten künftig an der Regierung des Reichs Theil nehmen. Selbst den Reichsstädten wurde eine entscheidende Stimme bewilligt. — Da Schweden und Frankreich in diesem Kriege große Aufopferungen gemacht hatten; so mußten sie entschädigt werden. Die Schweden forderten anfänglich Pommern, Schlesien und die Kurwürde. Um aber kein Stück seiner Erblande zu verlieren, willigte der Kaiser ein, daß ihnen Vorpommern, ein Theil von Hinterpommern, Rügen, die Stadt Wismar,

das Erzbisthum Bremen und das Bisthum
 Verden, als Reichslehne, eingeräumt und
 5 Millionen Thaler gegeben würden. Das
 gegen wurde Brandenburg, für seine
 Ansprüche auf Pommern, durch Magdes-
 burg, Halberstadt, Minden und Hamin
 entschädigt. Mecklenburg erhielt für
 Bismar die Bisthümer Schwerin und Ras-
 seburg. Das Haus Braunschweig bez-
 kam für seine Ansprüche auf Magdeburg,
 Bremen, Halberstadt und Raseburg — das
 Kloster Walkenried und die mit einem ka-
 tholischen Bischofe abwechselnde Folge zu
 Danabrück. Hesse n k a s s e l, welches be-
 ständig bei Schweden treu geblieben war,
 erhielt daher, ob es gleich keine Entschädi-
 gungsansprüche machen konnte, einen Theil
 des marburgischen Landes, die Abtei Hirsch-
 feld, vier Aemter von der 1640 aufgestor-
 benen Graffschaft Schaumburg und 6 Ton-
 nen Goldes aus den Stiftern Maynz, Köln,
 Paderborn, Münster und Fulda. Kur s a c h-
 s e n, das, weaen seiner wankelmüthigen
 Schritte, das Zutrauen der Protestanten,
 verlohren hatte, mußte sich mit den aus
 dem

dem prager Frieden ihm noch überbleibenden
 Vortheilen begnügen. Wirtemberg,
 Baden, Durlach und andre vertriebene
 oder bedrängte Reichsstände wurden herge-
 stellt. Besonders wurde der Sohn des ge-
 ächteten Kurfürsten von der Pfalz,
 Karl Ludwig, wieder eingesetzt und für ihn
 eine neue Kurwürde mit dem Reichs-
 erzschatzmeisterramte geschaffen, welche in der
 Ordnung die achte wurde. Dagegen mußte
 er die Ober-Pfalz an Baiern abtreten,
 welches auch in dem Kurramte, das Pfalz
 vorher gehabt hatte, bestätigt wurde. —
 Bis hierher hatte also Deutschland noch
 nichts an seinen Ländern eingebüßt. Denn
 die an Schweden überlassenen Provinzen
 blieben mit dem Reiche verknüpft. Diese
 Krone wurde selbst Reichsstand. Nur
 Frankreich konnte nicht ohne ein em-
 pfindliches Opfer befriedigt werden. Ihm
 wurde die völlige Hobeit über die Bisthü-
 mer Metz, Tull und Verdün eingeräumt,
 das Besatzungsrecht zu Philipsburg zuge-
 standen und der Kaiser mußte ihm die
 Landgrafschaft Elsaß mit allem, was das
 Haus

Haus Oesterreich bisher darin besessen hatte, abireten, wovon jedoch die darin liegenden Reichsstädte und die Besitzungen andrer Reichsstände und deren Rechte ausgenommen waren. — Ueberdies wurde die Unabhängigkeit der Schweizer nochmals feierlich vom deutschen Reiche anerkannt. Auch mußte Spanien die Republik der vereinigten Niederlande anerkennen, und derselben die Sperrung der Schelde nebst den, von ihr in Brabant und an der Maas gemachten Eroberungen zugesiehen.

Um die Verabredungen dieses Friedens durchzusetzen, übernahmen Schweden und Frankreich die Gewährleistung. Der Kaiser befahl, ihn genau im Reiche zu erfüllen. Dennoch erhoben sich Widersprüche. Die Katholiken schmerzte es sehr, so viele schöne Länder und fette Wälder den Protestanten einräumen zu sollen und zögerten damit überall. Besonders protestirte der Papst dagegen. — Daher ließ Schweden seine Völker in Deutschland noch einige Zeit stehen und veranstaltete auch 1649 eine

Zu/

Zusammenkunft zu Nürnberg, um den Frieden zu vollstrecken. Dieß geschah zwar endlich größtentheils im folgenden Jahre, jedoch sind manche Punkte bis jetzt noch nicht berichtigt. — Ueberhaupt blieben in dem durch Krieg zerrütteten und von Mißtrauen angefüllten Deutschlande, noch viele Dinge auszumachen übrig. Es wurde deshalb ein Reichstag beschloffen. Es sollte auf demselben eine beständige Wahlkapitulation errichtet und im Justiz- und Steuerwesen vieles verbessert werden. Da nun der Kaiser befürchtete, daß ihm durch die Reichsversammlung härtere Bedingungen aufgelegt werden mögten; so beschleunigte er vorher die Wahl seines Sohnes Ferdinands zum röm. Könige, womit es ihm auch desto eher glückte, da die Kurfürsten ihre Wahlrechte durch die übrigen Fürsten sich nicht schmälern lassen wollten. Es wurde jedoch auf dem Reichstage nichts entschieden. Vielmehr gab es bald über die gleiche Ausübung des Gottesdienstes (Simultaneum) wieder viele Streitigkeiten. Die Katholiken legten nemlich den Inhalt des Friedens da
hin

hin aus, daß sie befugt wären, an Orten, wo 1624 die protestantische Religion ausübt war, nun auch die katholische einzuführen. Diesem nach führte wirklich der Abt von Corvei 1651 den katholischen Gottesdienst zu Hörter gewaltsam ein. Zu Hilsenheim bemächtigten sich die Capuziner eines Klosters, das sie 1624 nicht besessen hatten. Ähnliche Eingriffe geschahen zu Sulzbach und zu Wertheim. Die Klagen der Protestanten hierüber wurden nicht befriedigt, sondern auf die Zukunft verwiesen. Da sie nun sahen, wie geneigt die Katholiken blieben, ihnen Abbruch zu thun; so vereinigten sie sich in ein Corpus, dessen Leitung dem Kurfürsten von Sachsen übertragen blieb. Diese Vorsicht war desto nöthiger, da selbst der Kaiser auf die alten Entwürfe seines Hauses noch nicht Verzicht that. Er entwarf jetzt ohne Zuziehung der Stände eine neue Reichshofratsordnung und schuf zugleich viele neue Fürsten, um sich der Mehrheit der Stimmen im Reiche zu versichern. — Jedoch die Uebermacht der Ferdinande ging vorüber, wie alles,

alles, was zu hoch gespannt und dem Geiſt der Zeit entgegen iſt. Ferdinand III ſtarb 1657, nachdem er ſchon ſeinen, zum röm. Könige erwählten Sohn, Ferdinand IV, an den Pocken verlohren hatte, ehe er die Wahl ſeines zweiten Sohns, Leopolds zu Stande bringen konnte.

Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auf die Verfaſſung Deutschlands.

Wie nach einem mit Sturm und Feuer tobenden Gewitter die erschreckten Bewohner der Erde ſchüchtern aus ihren Zufluchtsörtern hervorkommen und die gebeugten Geväſſe langſam ihr Haupt wieder empor heben; ſo war der Zuſtand der Deutſchen nach dieſem verheerenden Kriege, der lange dreißig Jahre ihr Vaterland zerfleiſchte. Viele Hunderttauſende waren durch Schwert, Hunger und vielfaches Elend umgekommen. Ganze Provinzen waren verwüſtet und entvölkert, Städte und Dörfer zertrümmert. Die Deutſchen hatten noch nicht gelernt
im

im Kriege die Menschlichkeit zu ehren. Viele Feldherren lebten mit ihren Völkern blos auf Kosten der Länder, derer sie sich bemächtigten, und verheerten sie, um ihrem Feinde darin nichts übrig zu lassen. Die Habe der Einwohner wurde vernichtet oder weggeführt. Viele Städte wurden, wie Magdeburg, das vorher 30,000 Einwohner zählte, in Schutthaufen verwandelt. Frankenthals Bevölkerung schmolz von 1800 Bürgern, meist Künstlern und Fabrikanten, auf 324 herab. In Göttingen wurden 179 Häuser niedergeworfen, 137 waren nur noch von Wittwen und Waisen bewohnt und 237 standen leer. Im einzigen Herzogthume Wirtemberg waren allein 57,721 Haushaltungen eingegangen, 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 36,086 Privathäuser waren zerstört. Die Katholiken, besonders die, mit den kaiserlichen Heeren verbundenen Spanier kannten, wo sie die Macht hatten, gegen die Protestanten keine Mäßigung. Die evangelischen Prediger und Lehrer wurden gemartert, geköpft oder vertrieben. Die Bethäuser wurden

den niedergeissen, die Klocken nebst dem übrigen Kirchgeräthe weggeschleppt oder vernichtet. So waren die Verwüstungen in allen Gegenden Deutschlands. Der Landmann wurde vom Pfluge weg auf das Schlachtfeld getrieben. — Hierzu kam noch, daß das Bündniß der deutschen Handelsstädte, die Hanse, wodurch sonst Reichthümer ins Vaterland gezogen, die Industrie geweckt, der Fleiß des Landmanns und des Handwerkers belohnt waren, jetzt seinen Untergang fand. Dieser Bund, welcher in den Zeiten des Faustrechts geschlossen wurde, um den Handel gegen die Räuberei des Adels zu schützen, verlor schon nach der Errichtung des Landfriedens und nachdem der Waarenzug durch die Entdeckung von Amerika und Ostindien eine andre Richtung genommen hatte, seine Bestimmung. Er hatte sich daneben durch seinen auf Reichthum gestützten Uebermuth den Haß der Fürsten, besonders der nordischen Kronen, in deren Regierungssachen er sich oft mischte, zugezogen. England arbeitete unaufhörlich an seinem Verderben

hen und durch dessen Bemühungen verlohr er seine Freibeiten in Schweden und Rußland. Der Kaiser Ferdinand II wollte ihn zwar 1628 wieder beleben, um ihn gegen die Fürsten zu gebrauchen. Aber eben deswegen mußten die Städte sein Anerbieten ausschlagen. Und so geschah es dann, daß auf dem 1630 angelegten Hansetage fast alle Städte ausblieben, oder ihre Abneigung gegen den Bund erklärten. Nur Lübeck, Hamburg und Bremen erneuerten ihn und haben dadurch einen für ganz Deutschland wichtigen Verkehr und verschiedene Rechte bei auswärtigen Nationen erhalten. Ob nun gleich nachher der Handel im Innern mehr vertheilt wurde und mehr Städte, besonders Frankfurt und Leipzig großen Antheil daran gewannen; so gerieth doch nunmehr durch die Sprengung des Bundes der große Waarenzug in fremde Hände. Die Deutschen mußten seitdem zu ihrem Nachtheile ihre Bedürfnisse von Auswärtigen nehmen und die Erzeugnisse ihres Bodens Ausländern überlassen.

Hebers

Uebrigens wurden auch durch diesen Krieg und Frieden Veränderungen veranlaßt, die auf den Zustand des Volks einen bleibenden Einfluß hatten. Denn in dem Maße die Fürsten und Stände im westphälischen Friedensschlusse ihre Unabhängigkeit vermehrt, ihre Macht in ihren Ländern erweitert und befestigt hatten, in eben dem Verhältnisse mußten sich nun die Bewohner dieser Länder unter ihre Herrschaft bequemen und aus deutschen Reichsbürgern und Genossen des Reichs — Untertanen der Stände werden. Die ehemaligen Gerechtsame des Kaisers (Regalien) gingen in die Hände der Fürsten über. Die Freiheit zu münzen, zu jagen, Zölle und Bergwerke anzulegen, übten sie schon vorher aus. Jetzt kam noch hinzu: Steuern ausschreiben, Soldaten halten, Bündnisse mit auswärtigen Mächten schließen, Entziehung von den Aussprüchen der Reichsgerichte, überhaupt die Ausübung einer gewissen Souverainität in ihrem Lande. — Die Reichsstädte retteten zwar ihre Reichslandschaft. Die Provinzialstädte aber mußten

S 2

ten nunmehr ein Vorrecht nach dem andern abtreten, da sie durch Reichthum und Manern gegen die vergrößerte Macht und den stehenden Soldaten der Fürsten sich nicht mehr schützen konnten. — Ein Theil des niedern Adels in Schwaben und Franken behauptete zwar auch durch die Bündnisse, worin er sich vereinigte, einige Freiheiten und erlangte gleichfalls Reichthumschaft. Aber der übrige Adel, schon durch die Einführung des Schießpulvers, des Fußvolks, durch die Aufhebung des Fausrechts gebeugt und durch seine Anstrengungen verarmt, mußte sich unter denzepter seiner Landesherren bequemen und denselben dienen, um Unterhalt zu haben. — Die Fürsten fingen nun immer mehr an, sich als große Herren zu betrachten. Selbst die kleinsten Stände ahmten mächtigen Monarchen nach, mit denen sie, ihrer Meinung nach, zu gleichem Range erhoben waren. Sie errichteten beständige Hofhaltungen und umgaben sich mit einer Menge Hofbedienten. Sie ordneten für die einzelnen Regierungsfächer besondre Collegia, wie es in
weit

weitsäuftigen Reichen gebräuchlich war, an und glaubten, durch glänzende Prachtfeste, Ceremonien und Aufwand sich gleichfalls hervorathun zu müssen. — Auf den Reichstagen erschienen nun nicht mehr die Fürsten und Stände in Person, als Repräsentanten der Nation, wie es die ursprüngliche Verfassung Deutschlands erforderte, sondern sie schickten für sich in ihrem Nahmen Gesandte dahin. Der Antheil des Volks an der allgemeinen Gesetzgebung verschwand. Der Kaiser behielt nur eine beschränkte Ausübung des Veto. — So wie überhaupt in der innern Verfassung Deutschlands vieles durch Zufall nach und nach entstanden war, indem dieß, aus so vielen widersprechenden Theilen bestehende Reich nie nach einerlei Grundsätzen behandelt werden konnte, so hatten sich denn auch in manchem deutschen Lande schon Landstände gebildet; viele waren aber auch ohne eine solche Einrichtung geblieben. Sie entstanden anfänglich aus den verschiedenen Theilen eines Landes, dem Adel, den Geistlichen und Städten, die sich unter gewissen Bedingungen in

den Schutz eines Fürsten begaben, indem sie sich zur Leistung der Lehnspflicht, zur Heerfolge und zu Hülfssteuern anheischig machten. Aber Landstände, die nicht bloß, als Vasallen für sich und ihre Klasse, sondern als Repräsentanten und Vertreter des Volks, Abgaben bewilligen, mit dem Landesherren Bedingungen machen, über die richtige Verwendung des Geldes zum Besten des Landes und nicht zum Privatnutzen des Fürsten wachen sollten, wurden erst um diese Zeit gebildet, als es nothwendig wurde, die durch den Krieg verursachten Schulden auf das ganze Land zu vertheilen. Daneben waren auch im deutschen Steuerwesen schon große Veränderungen vorgegangen. Steuern und Beiträge wurden sonst nur erbeten und freiwillig gegeben. Nach dem 1555 gehaltenen Reichstage waren auch die Unterthanen nur verpflichtet, das zu leisten, was an Reichs- und Kreissteuern und zur Landesvertheidigung nach Nothdurft und dem Herkommen gemäß er-

fort

forderlich sei. Dennoch wurden die Abgaben mit der Zeit, besonders durch die schwedischen Kriegskontributionen und durch die Schulden der Fürsten vermehrt. Die Schweden, welche größtentheils auf Kosten Deutschlands lebten, ließen das Geld und Getraide, was sie gebrauchten, auf die Länder, deren sie sich bemächtigt hatten, vertheilen und von den Einwohnern aufbringen. Dadurch entstand Noth und Sacke der Kontribution. Auch nach dem Abzüge der Schweden mußte sie zur Bezahlung der Schulden, wenn ein Bankerott, womit die meisten Fürsten bedrohet wurden, vermieden werden sollte, fort dauern. Die Landstände übernahmen zwar, damit das Geld gehörig verwendet würde, die Aufsicht, selbst die Verwaltung der Kassen, wobei sie sich aber selbst, ihrer wahren Entstehung zuwider, von der Kontribution zu befreien und solche auf den Bürger und Bauer zu wälzen, Gelegenheit fanden. Allein auch diese Steuern und Kontributionen reichten bald nicht mehr zu, die Bedürfnisse der Regie-

rungen zu befriedigen. Es würden daher immer mehr Namen und Arten, unter welchen man von den Leuten Geld ziehen könnte, ausgedacht, indem man auch die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse bis auf das kleinste Körnchen mit einer Abgabe belastete. Durch dieses alles ging dann die ursprüngliche Freiheit des deutschen Volks zu Grunde, so daß man jetzt zwar noch bisweilen von deutscher Freiheit spricht, aber sie fast nirgends antrifft noch kennt.

Begebenheiten Deutschlands

seit

dem dreißigjährigen Kriege

unter

den letzten Kaisern aus dem Hause

Habsburg, Oesterreich.

Leopold I.

von 1657 bis 1705.

Frankreich, welches durch seine Dazwischenkunft im dreißigjährigen Kriege der Retter der deutschen Fürsten geworden war, wollte nun das Haus Oesterreich völlig vernichten, um sich auf dessen Trümmern zu erheben. Ludwig XIV, der in seinem Reiche unumschränkt herrschte, dem sein Volk sich sklavisch aufopferte, dem fast Alles, was er unternahm, glückte, besaß Ehrgeiz genug,

sich auch die Kaiserkrone nach Ferdinands III Tode zu wünschen. Er schickte deswegen Gesandte an die Kurfürste und sparte weder Geld noch Ueberredungskünste. Allein die Fürsten befürchteten, daß er seine despotischen Grundsätze auch bald in Deutschland geltend zu machen suchen würde. Und Schweden, das eben so vielen Antheil an den deutschen Angelegenheiten nahm, brachte auch selbst dagegen anfänglich den Pfalzgrafen Philip Wilhelm und nachher den Kurfürsten von Baiern, Ferdinand Maria, in Vorschlag. Hierzu stimmte denn endlich auch Ludwig, da er sah, daß er die Krone nicht für sich erhalten könne, nicht nur ein, sondern versprach auch, den Kurfürsten solange mit einem Jahrgelde zu unterstützen, bis derselbe dem Hause Oesterreich so viel abgenommen habe, daß er kaiserlich standesmäßig leben könne. Ferdinand Maria blieb gegen diese schmeichelhaften Aussichten und Versprechungen schon nicht gleichgültig. Aber seine, dem österreichischen Interesse ergebene Mutter und Minister stimmten ihn

ihn um und er erklärte zuletzt, „daß er lieber ein reicher Kurfürst, als ein armer Kaiser heißen wolle.“ — Darauf versuchte Frankreich durch die Kaiserkrone das Haus Oesterreich selbst zu entzweien, und ließ sie dem Erzherzog Leopold Wilhelm anbieten, der sie aber ausschlug. Dagegen gab dessen Bruder, der König von Ungarn und Böhmen, Leopold, nun deutlich zu erkennen, daß er die Kaiserwürde jedem andern streitig machen würde. Schon erschienen österreichische Kriegsvölker in der Nähe der Wahlstadt mit der Losung in ihren Fahnen: Entweder die Krone, oder Krieg und Tod! Und als darauf der Papst, welcher noch immer hoffte, durch das gutkatholische Oesterreich seine Rache gegen die Protestanten durchzusetzen, und der Kurfürst von Maynz sich für Leopold erklärten; so fand dessen Wahl, da Sachsen und Brandenburg ihm längst gewogen waren, keinen Widerstand mehr. Er mußte jedoch angeloben: nichts gegen die Krone Frankreich vorzunehmen, die Bündnisse der deutschen Fürsten zu gestatten, ohne Einwil-

Willigung der Kurfürsten in keine auswärtige Verbindung zu treten, die Misbräuche des römischen Hofes abzustellen, keinen Reichsstand ohne Beistimmung der Fürsten in die Acht zu erklären und überhaupt nichts gegen das Herkommen und gegen den westphälischen Frieden vorzunehmen. Leopold fand zwar einige von diesen Bedingungen bedenklich. Allein seine Minister machten ihm bald begreiflich, daß es damit so genau nicht zu nehmen sei. Er mußte, sagten sie, sich nur erst der Krone versichern, nachher würde sich durch Zeit, Macht und Siege schon Gelegenheit zeigen, manches zu ändern, anders auszulegen oder zu verwerfen. Leopold unterschrieb demnach die Kapitulation mit dem Vorsatze, sie nicht zu halten. —

Während der Thronerledigung hatte sich wegen des rheinischen Bifariats zwischen Bayern und Pfalz ein heftiger Streit erhoben. Jenes glaubte, daß ihm das Bifariatsrecht zugleich mit der Kurwürde übertragen sei. Dieses behauptete, daß es auf der Pfalz ruhe. Beide ließen Bifariatspatente

tente anschlagen und die gegenseitigen abreißen. Es kam sogar zu kriegerischen Aufzügen. Selbst in der Wahlkürzung warf der Kurfürst von der Pfalz dem bayerischen Gesandten, Doktor Drexel, als derselbe eine diese Sache betreffende Schrift ablas, mitten in der Versammlung der Kurfürsten, ein Dintensfaß an den Kopf. Endlich wurde zwar der Streit besänftigt, aber nicht entschieden. — Darauf zankten sich die Kurfürsten von Mainz und Köln um die Ehre, den Kaiser zu krönen, welches dahin verglichen wurde, daß es künftig jeder in seinem Sprengel verrichten solle. Auch protestirten sogar viele Fürsten gegen die Kapitulation selbst, weil sie mit ihren Erinnerungen von den Wahlkürsten dabei nicht gehört wären. — Um alle diese Gegenstände und andre Vorfälle, besonders wegen des mit den Türken entstandenen Krieges, zu erörtern, wurde 1663 ein Reichstag zu Regensburg eröffnet. Allein die Reichsangelegenheiten häuften sich so und es trat dabei eine solche Langsamkeit ein, daß man selten zur Beendigung eines
Gez

Geschäfts gelangte, theils weil die Gesandten nie, oder selten mit hinlänglicher Anweisung versehen waren, theils, weil der Convent nicht mehr ein Ganzes ausmachte, sondern sich in verschiedene Collegien theilte, die selten einmüthig dachten. Die Versammlung mußte daher immer verlängert werden und sie dauert sogar bis jetzt noch unter dem Namen des langen Reichstags fort. — Eine gute Folge davon ist gewissermaßen der verhütete Ausbruch innerer Streitigkeiten zu Kriegen gewesen. Hingegen macht man ihm den Vorwurf, daß er die Unterdrückung vieler deutschen Städte, die theils reichsfrei waren, oder sich frei machen wollten, mehr begünstigte, als hinderte. Münster, das im hanseatischen Bunde eine große Rolle spielte und viele Freiheiten errungen hatte, wurde jetzt, weil es die Soldaten seines krieglustigen Bischofs, Bernhard von Galen, nicht einnehmen wollte, in die Acht erklärt. Es mußte sich unterwerfen und erhielt eine Zittelle zum Kappzaun. Erfurt war wirklich im Besiz der Reichsfreiheit unter
sächs

sächsischem Schutze. Weil es im mayntzischen Kirchenprengel lag; so verlangte der Kurfürst, daß man ihn zu Erfurth ins Gebet einschließen solle. Die Stadt weigerte sich, wurde aber geächtet und von dem Erzbischofe mit Hülfe französischer Völker 1664 bezwungen, indem Kurfachsen sie im Stiche ließ. Bremen, gleichfalls in Gefahr von Schweden überwältigt zu werden, rettete sich noch 1666 durch einen Vergleich. Magdeburg mußte aber dem Administrator des Erzstifts buldigen und brandenburgische Besatzung einnehmen. Hörster wurde gleichfalls von dem Bischofe von Münster, Bernhard von Galen, als Abte zu Corvei, bedrängt. Die Herzöge von Braunschweig nahmen sich zwar der Stadt, als Schutzherrn an, und bewirkten 1672 durch Androhung eines Krieges einen Vergleich. Sie wandten jedoch selbst plötzlich ihre Waffen gegen ihre eigene Stadt Braunschweig, die bisher eine gewisse Unabhängigkeit hartnäckig vertheidigt hatte, zwangen sie zur Unterwerfung, und ließen darauf auch geschehen, daß sich Corvei Hörster

Hörtern 1674 bewieserte. Söln und
 Hamburg retteten ihre Reichsfreiheit
 kaum noch durch Aufopferungen und Ver-
 gleiche mit dem Erzbischofe und mit Dän-
 nemark. — Während diese Städte, welche
 bisher durch Handel und Kunstfleiß zum
 innern Wohlstande Deutschlands merklich
 beigetragen hatten, überwältigt wurden, er-
 hob sich am Rheine ein Streit andrer Art.
 Der Kurfürst von der Pfalz wollte gern
 seine durch den Krieg verödeten Länder
 wieder bevölkern und wählte dazu das Mit-
 tel, welches ein altes Herkommen ihm, als
 kaiserlichen Pfalzgrafen (comiti vel iudici
 palatii) gab, daß diejenigen Menschen, wel-
 che sich in gewissen Gegenden am Rheine
 niederließen, ihn für ihren Schutzherrn er-
 kennen, ihm huldigen und gewisse Steuern
 geben mußten. Man nannte diesen Ges-
 brauch, sich so der Eingewanderten zu be-
 meistern, Wildfangsrecht. Als es
 aber Pfalz jetzt zu weit ausdehnte, ver-
 banden sich die benachbarten Fürsten dage-
 gen. Es kam sogar zwischen Mainz, Loth-
 ringen und dem Pfalzgrafen zu blutigen Auf-

Auftritten, die kaum durch Schweden und Frankreich vermittelt werden konnten.

Der gefährlichste Feind für Deutschlands Ruhe war jedoch jetzt der König von Frankreich. Colbert, der sich von einem Handlungsdiener zum Minister emporgeschwungen hatte, Frankreichs Wohlstand befestigte, ihm Manufakturen, Seehandel, Colonien und eine Flotte verschaffte, wußte auch immer zu den Entwürfen seines Königs, auf eine fast unbegreifliche Weise, reichlich Geld aufzubringen. Hierauf gestützt faßte Ludwig XIV den Entschluß, sein Reich und seine Macht auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern. Zuerst machte er sich nach dem Tode Philips IV von Spanien aus einem gewissen Erb-schaftsrechte (Devolutionsrecht) einen Theil der spanischen Monarchie an und nahm diesernach sogleich große Stücke von den spanischen Niederlanden weg. Als die vereinigten Niederlande, hierüber in Furcht gesetzt, hier seinen Eroberungen durch ein Bündniß mit England und Schweden, die sogenannte Triplets

Lianz, Schranken setzten, faßte er einen
 solchen Haß gegen diese Republik, daß er
 sie zu vernichten beschloß. Vergeblich suchte
 sie das Ungewitter durch Demüthigungen
 abzuwenden. Er drang 1672, in Verbin-
 dung mit Engelland, dessen Politik schon
 immer auf Vernichtung seiner Nebenbuh-
 ler in der Handlung ausging, und den
 Bischöfen von Köln und Münster ein und
 eroberte fast alles bis auf Amsterdam, das
 kaum durch einen Zufall gerettet wurde.
 Vorher hatte er schon den Herzog von
 Lothringen vertrieben und jetzt verlegten
 seine Kriegsvölker überall ohne Scheu das
 deutsche Gebiet. Da hierdurch die Gefahr
 für das Reich so dringend wurde, verein-
 igte sich der Kaiser mit dem Kurfürsten
 von Brandenburg und stellte ein Heer an
 den Rhein. Holland wurde zwar dadurch
 von seinen Feinden erlöst; allein das kai-
 serliche Heer blieb unthätig und der Kur-
 fürst mußte sich, um seine westphälischen
 Provinzen von der Verwüstung zu retten,
 bald zum Frieden bequemen. Nun fielen
 auch die Franzosen, welche jetzt einen Feind
 wer

weniger hatten, den Kaiser mit aller Macht an und drangen unter Türene tief in Deutschland. Sie bemächtigten sich der Kurfürstenthümer Trier, Pfalz und Mainz mit unerhörten Bedrückungen. Da die versuchten Friedensunterhandlungen fruchtlos blieben, so verstärkte sich der Kaiser mit Bundesgenossen und darauf erklärte denn auch das Reich 1674 der Krone Frankreich den Krieg. Allein dieser Krieg wurde mit so weniger Uebereinstimmung geführt, daß er für die deutschen Krieger größtentheils unglücklich lief und sich zuletzt in einem für Deutschland unrühmlichen Frieden, der 1679 zu Nimwegen geschlossen wurde, endigte. Am standhaftesten verhielt sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er führte selbst seine Völker am Rheine an und leistete immer den größten Widerstand. Um ihn zum Rückzuge zu zwingen, bewog Frankreich den König von Schweden, das Brandenburgische mit Krieg zu überziehen. Allein der Kurfürst eilte schnell gegen diesen Feind, und focht bei Rathenau und

Fehrbellin so glücklich, daß er in Verbindung mit Dänne-mark und Lüneburg den Schweden fast alles, was sie in Deutschland besaßen, entriß. Er mußte aber auch, da ihn nach dem Frieden zu Nimwegen seine Bundesgenossen verließen, und ihn Frankreich mit seiner ganzen Macht bedrohet, alle Eroberungen, bis auf ein Stück von Pommern, wieder herausgeben. —

Nachdem Ludwig so die gegen ihn Verbündeten getrennt und nach einander bezwungen hatte, fuhr er fort, dem deutschen Reiche, dessen Schwäche er nun kennen gelernt hatte, Hohn zu sprechen. Er behielt seine Kriegsvölker, wider die bisherige Gewohnheit, im Felde und erfüllte von den Friedensbedingungen nur so viel, als ihm beliebte. Mitten im Frieden entriß er nun dem Reiche Städte und Länder. Er machte nehmlich auf alles das Anspruch, was in den ältesten Zeiten einmal zu den Bisthümern Metz, Toul und Verdün und zu der Landgrafschaft Elsass gehört habe. Er leate zu Bisanz, Metz und Breisach Gerichtshöfe an, (Reunionskammer n), welche

welche zum Schein des Rechts über seine Ansprüche entscheiden sollten und die Urtheile derselben fielen gewöhnlich zu seinem Vortheile aus. Alsdann nahm er gleich Besitz. Die wahren Eigenthümer wurden nicht gehört. Sogar ließ er 1681 die wichtige Reichsstadt Strassburg überfallen und zwang sie unter seine Botmäßigkeit. — Endlich kam das Reich über diese Gewaltthätigkeiten in Bewegung. Man berathschlagte, man schickte Gesandten hin und her. Allein der Gemeinsinn war in Deutschland verschwunden. Dagegen herrschte Mißtrauen, Neid und Selbstsucht. Die durch ihre Lage oder Verbindungen vor den Gefahren gesicherten Fürsten nahmen die Noth ihrer Mitstände wenig zu Herzen, wenn sie nicht gar dabei schadensroh zusahen. Besonders herrschte jetzt eine ausschweifende Rangsucht und Ceremoniestreit unter den Deutschen. Die wahre Ehre, welche nur aus guten Handlungen entspringt, vergessend, suchten sie Titel, Rang und andre unbedeutende Formalitäten, welche nur Wünsche schwacher Köpfe seyn können.

nen. Man hatte am Reichstage schon lange gestritten, welche Gesandten Excellenzen genannt werden müßten und welche nicht; welche auf rothen und welche auf grünen Stühlen sitzen dürften? Als die Stühle der kurfürstlichen Botschafter auf den Rand des Teppichs gestellt wurden, auf welchem der Sitz des kaiserlichen Bevollmächtigten stand; so verlangten die Gesandten der Fürsten, daß ihre Stühle wenigstens auf die Enden des Teppichs gerückt würden. — Auch jetzt, da das Vaterland in Gefahr schwebte, Stückweise nach und nach unter das Joch eines despotischen Königs zu gerathen, ließ man von dem Zanke über diese Dinge nicht ab. Die französischen Gesandten benutzten diese Verwirrung und erklärten kürzlich: daß ihr König nicht gesonnen sei, etwas herauszugeben. Alles, was man erlangen konnte, war, daß Ludwig einen zwanzigjährigen Stillstand bewilligte und fernere Neunionen einzustellen versprach. — Allein er wollte nur unterdessen neue Kräfte sammeln, um den Theil Deutschland jenseit des Rheins (das linke Rheinufer) mit desto

größ

größern Nachdruck unter seine Gewalt zu bringen. Der 1685 erfolgte Tod des Kurfürsten von der Pfalz mußte ihm zum Vorwande dazu dienen, indem der französische Herzog von Orleans auf dessen Nachlaß Anspruch machte. Er brach 1688 den Stillstand. Seine Heere bemächtigten sich der Pfalz, drangen über den Rhein und über schwemmten Schwaben und Franken, während die Völker des Kaisers in Ungarn mit den Türken kämpften. Und als nun ein Reichsheer gegen ihn aufgestellt wurde, auch Holland, Spanien und Engelland mit ihm brachen, um ihm Einhalt zu thun, ließ er aus muthwilliger Rache die ganze Pfalz zur Einöde machen. Seine Soldaten mußten unerschwingliche Brandschätzungen eintreiben, Städte und Dörfer ausbrennen und an den Einwohnern die unerbörtesten Grausamkeiten verüben. Dens noch empfahl er zu gleicher Zeit seinen Sohn den Deutschen zum Könige. Allein soviel Vaterlandsliebe empfanden doch die Wahlfürsten, daß sie diesen Antrag mit Abscheu verworfen und hingegen des Kaisers

Sohn, Joseph, 1690 wählten. Jedoch gelang es Ludwigem abermals, die Verbündeten zu trennen, und mit England, welches den Kaiser und das Reich im Stich ließ, mit Savoyen und Holland besonders Frieden zu schließen. Darauf setzte er dem Kaiser und Reiche eine kurze Frist an. Deutschland und sein großer Kaiser Leopold mußten sich daher 1697 zum Frieden zu Ryswyk bequemen und auf Strasburg Verzicht thun. Uebrigens gab jedoch Ludwig fast alles Eroberte zurück, machte aber die den Protestanten lästige und dem westphälischen Frieden zuwiderlaufende Bedingung; daß in den reuinirten Orten die katholische Religion allein herrschend seyn sollte.

Diese Nachgiebigkeit Ludwigs nach einem für ihn so glücklichen Kriege wurde durch nichts anders, als durch den Anschlag veranlaßt, den er jetzt auf die spanische Monarchie gefaßt hatte. Da von dem fränkischen Karl II, dem letzten Könige aus dem habsburg-österreichischen Geschlechte auf dem spanischen Throne, keine Erben mehr

zu erwarten waren; so glaubte Ludw. ab-
 les anwenden zu müssen, um zu hindern,
 daß dieses Reich nicht wieder mit der erzher-
 zoglich; österreichischen Linie in Deutschland
 verknüpft würde. Er stellte daher dem Kö-
 nige von England und den Generalstaaten
 die Gefahr vor, welche aus dieser Vereinig-
 ung für das Gleichgewicht und für die Ruhe
 Europa's entstehen könne und beredete sie,
 mit ihm übereinzukommen, die spanischen
 Länder, zur Vermeidung eines Krieges,
 unter die Erben verhältnißmäßig zu verthei-
 len. Im Grunde wollte er dadurch diese
 Mächte nur einschläfern. Er suchte viel-
 mehr insgeheim den König von Spanien für
 sich zu gewinnen. Und seinen Unterhän-
 deln gelang es auch, daß Karl II den Her-
 zog Philip von Anjou, zweiten Sohn
 des Dauphins, zum alleinigen Erben durch
 ein Testament einschte, womit denn auch
 Frankreich nach dem Tode des Königs zum
 Erstannen der Welt hervortrat. Der fran-
 zösische Prinz bemächtigte sich auch sogleich
 mit Hülfe seines Großvaters aller spanischen
 Länder und wurde fast von allen Fürsten

Europa's schon vor dem Ende des Jahrs 1701 als König von Spanien, unter dem Namen Philip V, anerkannt. — Oesterreich war um diese Zeit durch seine in Oßen und Westen geführten langwierigen Kriege erschöpft und ohne kräftige Bundesgenossen. Viele deutsche Fürsten waren über Leopold unzufrieden, weil er oft zu eigenmächtig handelte, ohne Zuziehung des Reichs Friedensschlüsse gemacht, besonders ohne Einwilligung der Stände den Herzog von Braunschweig; Hannover zum Kurfürsten erklärt hatte. Der Kurfürst von Baiern, der gleichfalls Ansprüche auf die spanische Erbschaft machte, und dessen Bruder, der Kurfürst von Köln standen sogar mit Frankreich in einem engen Bunde. Indessen konnte Leopold seine Anwartschaft auf jene reiche Krone nicht aufgeben. Er suchte alles hervor, seine Ansprüche geltend zu machen. Um den Vorwurf zu vermeiden, daß durch die Erwerbung Spaniens seine Macht zu sehr vergrößert und gefährlich würde, übertrug er sein Erbschaftsrecht seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl. Darauf

auf gelang es ihm, mit Engelland und Holland Bündnisse zu schließen und auch das deutsche Reich, welches sich abermals in diese Angelegenheit des österreichischen Hauses verwickeln ließ, auf seine Seite zu ziehen. — Der Krieg brach 1702 am Rheine los, wo der römische König, Joseph, nach einer langen Belagerung Landau eroberte. Aber bald gerieth Deutschland in große Gefahr. Seine ganze westliche Grenze wurde von den Franzosen bedrohet, die auch an verschiedenen Orten mit starken Haufen einfielen. Im Rücken wurde der Kaiser vom dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen angegriffen. Man hatte ihn gefangen gesetzt. Jetzt brach er aus seinem Gefängnisse, verband sich mit den Magnaten und einem Theile der ungarischen Nation, die in ihren Gerechtigkeiten und in ihrer Religionsfreiheit von dem österreichischen Hofe beeinträchtigt und gedrückt waren, und drang mit Feuer und Schwert gegen Wien an. Der Kurfürst fiel zugleich ins Erzherzogthum und besiegte einige kaiserliche Heerhaufen. Drauf drang er in Tirol, um sich

sich mit den in Italien bis nach Trident
 vorgerückten Franzosen zu vereinigen, wur-
 de aber von den Einwohnern zwischen den
 Bergen angegriffen und mit großem Verluste
 zurückgetrieben. — Deutschland entzweit
 und verhindert, seinen auswärtigen Feinden
 zu widerstehen, erhielt jedoch 1704 durch
 zwei herrliche Siege, am Schellenberg
 und bei Höchstädt, Erleichterung. Die
 Franzosen und Baiern verloren in diesen
 Schlachten über 30.000 Mann und muß-
 ten über den Rhein zurückweichen. Die
 Verbündeten drangen ihnen sogar bis an
 die Mosel nach. Die mit Frankreich ver-
 bundenen beiden Kurfürsten wurden ihrer
 Stimmen auf dem Reichstage verlustig er-
 klärt und ganz Baiern kam in österreiche
 Gewalt. — Leopold genoss aber die
 Früchte dieser Siege nicht lange. Er starb
 im April 1705. Man hat ihn den gros-
 sen genannt; aber die Schmeichelei ist
 oft zu verschwendrlich in solchen hochkling-
 enden Beinamen. Er war bigott erzogen,
 folgte nachher nur zuviel den Jesuiten und
 würde lieber sein Königreich Ungarn verloh-
 ren,

ren, als den däßigen Protestanten die Religionsfreiheit verstattet haben. An den Regierungsgeschäften nahm er gewöhnlich nur geringen Theil. Er ließ seine Minister handeln und widmete sich hingegen der Andacht. Er liebte die Tonkunst, sammelte seltene Münzen, trieb die Alchemie, schloß, drechselte und bauete über 300 Kirchen.

Joseph I.

von 1705 bis 1711.

Josephs Geistesfähigkeiten und Erziehung ließen viel Gutes erwarten. Sein Lehrer Wagner unterrichtete ihn besonders in der Geschichte und deckte ihm auch die Fehler seiner Vorfahren auf. Man ermahnte ihn, den Geistlichen und den Ausländern nicht zu viel zu trauen. Er zeigte auch wirklich eigene Thätigkeit in den Regierungsangelegenheiten. Zuerst bemühet er sich, die Gemüther der Fürsten, welche Beschwerden über den kaiserlichen Hof hatten, zu besänftigen. Besonders verursachte die

die neue Kurwürde, welche Leopold dem Herzoge Ernst August von Braunschweig; Hannover wegen dessen, dem Erzhaufe treulich geleisteten Beistandes, 1692 eigenmächtig ertheilt hatte, viele Unzufriedenheit im Reiche. Nicht allein die übrigen Kurfürsten setzten sich dagegen, sondern die sogenannten altfürstlichen Häuser schlossen sogar ein Bündniß, um sie nicht anzuerkennen. Selbst die ältere Linie des braunschweigischen Hauses war über diese Erhebung der jüngern und deren Anhänglichkeit an Oesterreich mißvergnügt. Aus Unzufriedenheit dagegen ließen sich die beiden Brüder, Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig; Wolfenbüttel in eine Verbindung mit Frankreich ein. Sie errichteten Kriegsvölker, denen sie den französischen General Maffei zum Befehlshaber vorsetzten. Zwar wurde ihr Plan vereitelt, da 1702 hannoversche Truppen plötzlich in das Wolfenbüttelsche fielen, jene Soldaten entwaffneten und gefangen nahmen. Auch wurde dieser Einfall, der einem Landfriedensbruche gleich, durch einen Vergleich noch

vers

vermittelt; aber das Mißvergnügen über den kaiserlichen Hof dauerte fort. Nur die Zeit dämpfte den Unmuth der Fürsten. Denn 1708 bewirkte es Joseph, daß unter der Versicherung, künftig ohne Einwilligung der Stände, keine Kurwürde zu errichten, der neue Kurfürst von Braunschweig Hannover, der jetzt auch, durch einen Beschluß des englischen Parlaments, die Hofnung zur Nachfolge auf dem großbritannischen Thron erhalten hatte, in das kurfürstliche Kollegium aufgenommen wurde.

Deutschland litt aber außer diesem noch an andern Gebrechen. Die Erhebung und Vergrößerung seiner Fürsten an Titeln und Macht konnten es nicht glücklich machen. Die Verwaltung der Gerechtigkeit war ihm nothwendiger. — Das höchste Reichsgericht war aus Speier durch die Einäscherung der Stadt von den Franzosen vertrieben. Es nahm zwar 1691 seinen Sitz zu Weßlar; aber bald entstanden da zwischen den Besitzern desselben Uneinigkeiten. Sie warfen sich wechselseitig begangene Un-

gei

gerechtigkeiten, Bestechlichkeit und andre Abscheulichkeiten zum Erstaunen der Welt vor. Dies erregte Mißtrauen und das Gericht nahm 1704 gar ein Ende. Der Reichshofrath zu Wien ergriff diese Gelegenheit, seinen Wirkungskreis auszudehnen. Einige Reichstände, denen die Appellationen ihrer Unterthanen an die Reichsgerichte längst lästig waren, nahmen Anlaß, um sich aller höhern Reichsgerichtsbarkeit zu entziehen, in ihren Ländern selbst Appellationsgerichte anzulegen. Diese Anstalten mußten aber den Unterthanen eben so gefährlich scheinen, als den Fürsten das Verfahren des vom kaiserlichen Hofe unbedingt abhängenden Reichshofraths, der sich jetzt zum allgemeinen Richter aufwarf. Diese Betrachtungen veranlaßten, daß man endlich eine Untersuchung des Kammergerichts vornahm und sie so betrieb, daß es 1711 wieder eröffnet werden konnte, obgleich alle Mängel und Gebrechen desselben noch nicht gehoben waren.

Unterdessen wurde der Krieg um die spanische Erbfolge fortgesetzt. In Deutschland, Spa:

Spanien, Portugal, Italien und in den Niederlanden wurde mit Ruth zur Verheerung der Länder und Verwilderung und Vernichtung der Einwohner gekämpft. Besonders litten die bairischen Länder, deren Fürst nach der Schlacht bei Höchstädt vertrieben war. Ob sie gleich durch eine Uebereinkunft, worin der Kurfürstin die Regentschaft und die Einkünfte des Landes feierlich versprochen wurden, unter die Verwaltung des Kaisers gekommen waren; so glaubten doch die Oesterreicher an keine Mäßigung gegen einen Fürsten, der es gewagt hatte, auch als Erbe von der spanischen Verlassenschaft aufzutreten, gebunden zu seyn. Das Land wurde mit unerschwinglichen Kriegsteuern belastet. Man nahm den Einwohnern alle Habe und wühlte die Gräber selbst auf, um die Todten zu plündern. Man warf die, ihrem Landesherrn treugebliebenen Diener in harte Gefängnisse, brach ihre Briefe auf, verwehrte der Kurfürstin den Eintritt in ihr Land und es wurde eine österreichische militärische Regierung niedergesetzt. Diese Miß-

129
I hands

handlungen und Bedrückungen reizten die Geduld des bairischen Volks, das mehr, als andre deutsche Völkerschaften, den Sitten seiner Ahnen getreu, zwar roh, aber bieder blieb und sich auf seine Faust verläßt. Es wurde zur Nothwehr hingerissen. Die bairischen Bauern ergriffen 1705 plötzlich die Waffen und warfen ihre Peiniger, die österreichischen Soldner, aus dem Lande. Allein die Kaiserlichen kehrten verstärkt zurück. Es kam zum Treffen, wo zwar die Bauern tapfer fochten, aber umringt und niedergehauen wurden. Die Oesterreicher kannten nun kein Erbarmen mehr. Keines Alters und Standes wurde so wenig, als der Unschuldigen, Schwachen und Wehrlosen geschont. Ueberall wurde Schrecken, Tod und Verwüstung verbreitet. Der Kaiser nahm sogar von diesem Aufstande der Baiern, den er Rebellion nannte, der jedoch ein Beweis von Ergebenheit der Untertanen für ihren Fürsten war, Anlaß, nunmehr den Kurfürsten nebst dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln 1706 in die Acht zu erklären. Die dem kaiserlichen Hofe

ergebenen Kurfürsten willigten in diese Ausrufklärung. Die übrigen Reichsfürsten wandten aber mit Recht dagegen ein, daß der Kurfürst von Baiern nicht als ein Feind des Reichs, da er jetzt nur Streit mit dem Hause Oesterreich habe, behandelt werden müsse. — Unterdessen war des Kaisers Bruder, Karl, dem die österreichischen Ansprüche auf Spanien übertragen waren, schon 1705 mit einer englischen Flotte nach Spanien gegangen, hatte Barcelona erobert und sich Cataloniens bemächtigt. Zugleich drang ein englisches Heer aus Portugal nach Madrid vor, wo dann Karl wirklich zum Könige ausgerufen wurde. Allein die Spanier waren dem französischen Prinzen Philip gewogener. Es war Grund für sie, Karl zu hassen, da sie ihn von Protestanten unterstützt, und vom Papste nicht anerkannt sahen. Zwar wurde der heilige Vater, wegen seiner Ergebenheit für das Haus Bourbon, gezüglicht. Der Kaiser ließ 1708 Truppen in den Niederlanden rücken, wozu er insonderheit protestantische Hülfsvölker wählte. Und obgleich

Elemeus XI Anstatt machte, sich mit dem Schwerte zu vertheidigen und deswegen 5 Millionen Scudi aus dem Schatz, den Sixtus V auf den Fall der höchsten Noth des heiligen Stuhls, niedergelegt hatte, nahm; so waren doch alle seine Anstrengungen vergeblich. Seine Soldaten hielten nirgends Stand, sondern verliefen sich. Er mußte sich 1709 zur Ruhe bequemen und Karln, als König von Spanien, anerkennen. Sein Betragen bestärkte jedoch die Spanier in ihrem Widerwillen gegen Karln, der nach mancherlei Abwechselung des Kriegesglück gegen seinen Nebenbuhler sich endlich genöthigt sah, Spanien wieder zu räumen, wozu ihm der 1711 erfolgte Tod seines Bruders einen ziemlich ehrenvollen Vorwand gab.

Karl VI.

von 1711 bis 1740.

Der Tod des Kaisers Josephs veränderte auf einmal die Politik der europäischen Höfe.

Da

Da er ohne männliche Erben starb; so erhielt sein Bruder Karl alle seine Staaten. In diesem würde also, wenn die Absicht des Kriegs erreicht wäre, eine größere Macht, als Karl V besaß, vereinigt worden seyn, zumal da derselbe auch schon 1711 zum Kaiser erwählt wurde. Diese Betrachtung veranlaßte die mit Oesterreich verbündeten Mächte, auf die Erhaltung eines Gleichgewichts zu sehen. Sie dachten auf Theilung und Frieden. England trat zuerst aus dem Bunde. Die am Geiste schwache Königin Anna war bisher durch die Gemahlin des Herzogs Marlborough, der sich in diesem Kriege Ruhm erwarb, aber auch fast unabhängig handelte, geleitet worden. Ein Paar Handschuh, welches die Herzogin der Königin nicht abtreten wollte, veranlaßte Kältsinn zwischen diesen Weibern und die Beendigung dieses großen Kampfs. Marlborough mußte seine Aemter abgeben und Rechnung ablegen. Ueberdies wurde auch das englische Volk über die Verschwendung seines Gelds und Bluts unwillig. Die Schulden waren auf 50 Mill. Pfund

Sterk angewachsen, welches man damals
 als eine unerträgliche Last betrachtete. Der
 Hof mußte nachgeben. Der Friede wurde
 1713 zu Utrecht geschlossen, worin Eng-
 land Gibraltar und Minorca erhielt. —
 Die Verbündeten, auf diese Art von Eng-
 land verlassen, verloren Kraft und Muth.
 Holland, schon Englands Sklave, mußte
 dem Frieden beitreten, dem auch bald Por-
 tugal, Preußen und Savoyen folgten. —
 Nur der Kaiser glaubte nicht, seinen Hof-
 nungen entsagen und sich die Bedingun-
 gen, welche man für ihn zu Utrecht fest-
 zusetzen beliebt hatte, gefallen lassen zu
 müssen. Auf sein Glück vertrauend wollte
 er den Kampf gegen Frankreich und Spa-
 nien allein fortsetzen, wobei er freilich auf
 den Beistand des folglosen deutschen Reichs
 rechnete. Allein ein so langer Krieg, wäh-
 rend dessen auch die Ungarn unter Ra-
 gozy's Anführung mit den Waffen in
 der Hand gegen Oesterreich aufstanden, um
 ihre gekränkten Gerechtsame zu vertheidigen,
 hatte ihn zu sehr geschwächt. Die französische
 Armee bemächtigte sich im folgenden
 Felds

Feldzüge fast aller Festungen am Rhein und droheten, gewaltiger, als je, in Deutschland einzubrechen. Karl mußte sich daher auch bequemen. Der Friede wurde zwischen den beiderseitigen Heerführern, dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Marschall Villars 1714 zu Raftadt geschlossen, dem der König von Spanien beistat. Oesterreich erhielt von der spanischen Monarchie die span. Niederlande, Neapel und Mailand, wie auch die Insel Sardinien, die es aber bald nachher gegen Sicilien vertauschte. — Deutschland, das so viel gelitten, so viel aufgeopfert hatte, ging leer aus. Es wurde nicht einmal zu den Friedensunterhandlungen eingeladen. Zwar wurden die Kurfürsten von Baiern und Köln wieder eingesetzt und die von den Franzosen gemachten Eroberungen zurück gegeben. Das war aber kein Ersatz den Bewohnern Deutschlands, deren schuldlose Ehre, einer fremden Sache wegen, auf den Schlachtfeldern Eugens, Ludwigs von Baden und Marlboroughs, welche sich einen sogenannten Heldenruhm erwarben, hingeopfert,

opfert, deren Habe und Hütten verwüßt waren und denen nichts, als Armuth, Hunger und Elend gelassen wurde. Nicht einmal die den Protestanten nachtheilige Klausel des ryswickschen Friedens wurde gemildert.

Während dieser für Deutschland verderblichen Fehde wurde es im Norden von einer ähnlichen Geißel getroffen. Der Herzog Friedrich von Holstein gab 1700 durch die muthwillige Anlegung einiger Festungen Anlaß zum blutigsten Kriege. Denn Dännemark, durch diese Festungen gleichsam von Deutschland abgeschnitten, ließ sie niederreißen. Der Herzog rief seinen Schwager, den König von Schweden, Karl XII, der in seinem funfzehnten Jahre den Thron bestiegen hatte und wild nach Kriegsruhm dürstete, zu Hülf. Karl ging auch gleich vor Kopenhagen und zwang Dännemark zum Nachgeben. Nun aber wurde er von dem, auf den polnischen Thron gehobenen Kurfürsten von Sachsen, August, und von dem Saar, Peter I, welcher den Vorfaß gefaßt hatte, sein Reich mit

mit dem übrigen Europa in nähere Verbindung zu bringen und sein rohes Volk zu einer höhern Kultur zu führen, im Rücken angegriffen. **K a r l**, hierdurch gereizt, setzte den Norden in Feuer. Er ging auf seine Feinde los und schlug sie, wo er sie traf. Durch das Glück begünstigt wuchs seine Rache. Er verwarf alle Friedensanträge und wollte seine Gegner gänzlich vernichten. Um dem Könige von Polen die reiche Quelle zur Führung des Kriegs abzuschneiden, fiel er 1706 in Sachsen. Das durch zwang er wirklich Augusten zum Frieden und zur Ablegung der polnischen Krone, die Karl nun auf dem Haupte seines neugeschaffenen Königs, Stanislaus Leszinski, befestigte. Darauf wollte er mit dem Saar, welcher unterdessen selbst auf schwedischen Boden seine künftige Residenz, Petersburg, angelegt hatte, eine ähnliche Rolle spielen. Er drang gegen Moskau los. Allein die Russen hatten selbst ihre Länder verwüstet. Der Schweden siegeswohntes Heer, bald von Mangel, Hunger und Kälte geplagt, wurde bei Pultava um-

zingelt und überwältigt. Karl rettete sich kaum nach Bender zu den Türken. Nun erwachten auch seine alten Feinde. Dänemark fiel die schwedischen Besitzungen in Deutschland an und August von Sachsen bemächtigte sich wieder des polnischen Throns. Stanislaus mußte fliehen. — Von Unmuths und Rachsucht forderte Karl den Divan zum kräftigen und anhaltenden Beistande auf. Als er denselben nicht ertrogen konnte, sondern selbst wegen seines unruhigen Verhaltens von den Türken angegriffen wurde, ging er 1715 aus der Türkei nach Stralsund, um den Krieg feuriger fortzusetzen. Das ganze nördliche Deutschland gerieth in Flammen, welche gewiß noch verwüstender sich ausgebreitet hätten, wenn Karl nicht 1718 in den Laufgräben vor Friedrichshall erschossen wäre. Sein in Schulden und Elend gestürztes Reich mußte darauf Bremen und Verden gegen eine Summe Geldes an Braunschweig; Hannover, einen Theil von Pommern an Preussen, Liefland, Ingermanland und Finnland bis an den Rymene-fluß an Rußland abtreten.

treten, und wurde in den geschwächten Zustand versetzt, woraus es sich lange nicht erholet hat.

Kaum war Deutschland auf dieser Seite beruhigt, so wurde es wieder durch ein Unternehmen seines Kaisers bedrohet. Der Besitz der Niederlande weckte in Karl den Gedanken, den ehemaligen Handel dieser Provinzen, wozu sie so vortheilhaft liegen und wozu deren Bewohner vorzüglich geeigenschaftet sind, von neuem zu beleben. Er veranlaßte daher eine Handlungsgesellschaft zu Sten de, welche ihre Geschäfte nach beiden Indien ausbreiten sollte. Allein Spanien und Frankreich, besonders England und Holland entzündeten sich vor Eifersucht, droheten, und ruheten nicht eher, bis der Kaiser diese Anstalt, welche den Deutschen neue Quellen des Erwerbes eröffnet haben würde, eingehen ließ. — Dennoch wurde das Vaterland 1733 in einen neuen Krieg verwickelt. Die polnische Königswahl gab dazu Anlaß. Als nemlich August I gestorben war, wählten die Polen den Stanis

ntslaus Leszinsky abermals, weil sie
 die Tugenden dieses edlen Mannes schon
 kannten. Der Kaiser widersetzte sich dieser
 Wahl und begünstigte hingegen den neuen
 Kurfürsten von Sachsen. Ludwig XV,
 der inzwischen den französischen Thron be-
 stiegen hatte und seinen Vorgängern in
 Kriegsthaten nicht nachstehen wollte, nahm
 sich aber des Stanislaus, mit dessen Tochs-
 ter er vermählt war, kräftigst an. Schon
 drangen seine Heere über den Rhein, schon
 erklärte das Reich den Krieg, schon eilte
 ein Haufen Russen zu Oesterreichs Weiskanz-
 de herbei, als noch glücklicher Weise 1735
 der Friede zu Wien vermittelt wurde.
 Der Kurfürst August II wurde zwar als
 König von Polen bestätigt; Stanislaus
 bekam aber hingegen das deutsche Herzogs-
 thum Lothringen mit dem Bedinge, daß es
 nach seinem Tode gänzlich an Frankreich
 fallen, wogegen der damalige Herzog von
 Lothringen Toskana erhalten sollte. Ueber-
 dies mußte der Kaiser Neapel und Sizilien
 an den span. Infanten Karl abtreten.

Also

Also abermals ein Friede auf Kosten des
 deutschen Reichs! Aber der Kaiser glaubte,
 alles dieses aufopfern zu müssen, um nur
 sein eigenes Haus zu retten. Er, der ein-
 zige Zweig des habsburgischen Stamms,
 näherte sich seinem Ende ohne männliche
 Erben. Er hatte zwar schon 1713 gesetzlich
 verordnet, daß alle österreichischen Erbländer
 ungetheilt auch auf Weiber vererbt werden
 könnten, und daß ihm also seine älteste
 Tochter, Maria Theresia, die mit
 dem Herzoge von Lothringen, nachmaligen
 Großherzoge von Toskana, Franz Ste-
 phan, vermählt war, folgen sollte. Die
 Landstände hatten auch diese pragmati-
 sche Sanction schon 1723 bestätigen
 und die an Baiern und Sachsen vermähl-
 ten Töchter Kaisers Josephs hatten der
 Erbfolge feierlich entsagen müssen. Jetzt
 aber wandte Karl alle Mühe an und machte
 in Kriegen und Frieden Aufopferungen und
 Bedingungen, um nur die Genehmigung
 und Gewährleistung dieser Erbfolge von den
 europäischen Mächten zu erhalten. Sie wurs-
 de ihm auch endlich fast von allen zugesagt,
 so

so daß er hierüber beruhigt dem Tode entgegen sah, als er 1740 starb.

Diese Begebenheiten Oesterreichs waren es jedoch nicht allein, welche Deutschland beunruhigten. Zwischen Hessenkassel und Hessenrheinfels entspann sich über den Besitz der Stadt Rheinfels ein heftiger Streit. Der Landgraf von Kassel behielt die Stadt seit dem utrechter Frieden in seiner Gewalt, ohne sich mit dem Landgrafen von Rheinfels deswegen zu vergleichen. Es kam zu Thätlichkeiten. Der Kaiser verhängte die Execution gegen Kassel. Schon brachen 1718 die Kriessvölker ein, als endlich Kassel der Uebermacht nachgab, ohne daß die Sache völlig entschieden wurde. — Zu noch heftigern Ausritten kam es in Mecklenburg Schwerin. Der Herzog wollte die Besrechtame seiner Landschaft vernichten, um unumschränkt herrschen zu können. Er belastete das Land mit Steuern und zog russische Soldaten an sich, um den Adel niederdzudrücken. Die Ermahnungen des Kaisers blieben bei ihm fruchtlos. Es wurde daher dem Hause Braunschweig die Execution gegen

gen ihn aufgetragen. Es kam dabei zu blutigen Geschichten. Endlich wurde der Herzog 1727 abgesetzt und dagegen seinem Bruder die Regierung unter gewissen Bedingungen überlassen. — Daneben wüthete der Religionshaß noch sehr heftig unter den Deutschen. Die Protestanten hatten dem Kaiser in seinen Kriegen so lebhaften Beistand geleistet, daß sie hofften, durch ihn die Aufhebung der ryswickschen Klausel zu bewirken. Aber Karl war der römischen Kirche zu sehr ergeben und ließ sich von den Jesuiten so beherrschen, daß er derselben bei den Friedensschlüssen nicht einmal erwähnte. Seit dieser Zeit wuchs denn auch vielen Katholiken der Mutb, die Protestanten zu drücken. Die Jesuiten behaupteten öffentlich, daß man den ehrlosen Kettern keine Verträge halten, sondern sie mit Leibesstrafe belegen müsse. In der Pfalz wollte jetzt der katholische Kurfürst Karl Philip, der in seiner Jugend dem geistlichen Stande gewidmet war, die evangelische Religion auf einmal ausrotten. Er verbot seinen protestant. Unterthanen den

Se;

Gebrauch ihres Catechismus und der Bibel, ließ ihre Schulen und Kirchen verschließen und verfolgte sie in den niedrigsten Hütten. Die protestantischen Fürsten nahmen sich zwar ihrer bedrängten Glaubensgenossen an, gebrauchten Repressalien gegen die Katholiken in ihren Ländern und droheten mit einem neuen Religionskriege; aber dennoch konnte jenes harte und verfassungswidrige Verfahren nicht gänzlich gehemmt werden. — Noch grausamer ging es im Erzbisthum Salzburg her. Obgleich die evangelische Religion schon seit der Reformation daselbst ausgebreitet, mithin durch den westphälischen Frieden gesetzlich eingeführt war; so brach doch, als der Graf Leopold Anton Eleutherius von Firmian 1728 den erzbischöflichen Hirtenstab erhielt, die wildeste Verfolgung gegen sie aus. Dieser Mensch war so unverträglich und böshaft, daß er die Menschen, welche nicht mit ihm einerlei glaubten, des Lebens auf der Erde nicht werth hielt. Er ließ alle Protestanten in seinem Lande austreiben und durch Soldaten zwingen, den katholischen Gottesdienst

mits

mitzumachen. Bei denen man evangelische Bücher fand, die wurden ins Gefängniß geworfen und gemartert. Der protestantische Reichstheil beschwerte sich zwar hierüber bei dem Kaiser und that auch deswegen dem Erzbischofe selbst Vorstellungen. Dadurch wurde aber der friedbrüchiche Mann nur zu noch härtern Bedrückungen angefaßt. Endlich erlaubte er 1731 die Auswanderung. Alle, welche nicht katholisch werden wollten, mußten binnen einigen Tagen sein Land räumen. Sie wurden des größten Theils ihres Vermögens beraubt und von den salzburgischen Obrigkeit missandelt. Mitten im Winter wurden sie vertrieben. Die katholischen Insassen durften den Auswanderern keine Herberge noch Nachtlager geben. Daher kamen viele vor Kälte und Hunger um. Ueber 30,000 Salzburger, welche nichts verbrochen hatten, als daß sie das Christenthum nach ihrer Ueberzeugung auszuüben wünschten, und sonst ruhige und geduldige Unterthanen waren, mußten ihr Vaterland verlassen, vertrieben von ihrem

Fürsten, der sich für einen Priester ausgab. Sie wandten sich nach Brandenburg, Holland, Schweden, England und Amerika.

Welche Wirkungen hatten nun alle diese Begebenheiten auf den Zustand der Deutschen? Wurde dadurch die Nation zum richtigen Denken und Handeln, also zum wahren Wohl geführt? Erfüllten die Fürsten, die Vordersten im Volke, ihren Beruf, immer für das allgemeine Beste zu wachen, Selbstsucht und Eigennutz abzulegen? War überhaupt die deutsche Reichsverfassung zweckmäßig eingerichtet, Volksglück zu gründen und zu sichern? — Deutschland war schon seit Jahrhunderten unter einigen hundert Beherrschern zertheilt, die zwar sämmtlich in dem Kaiser ihr allgemeines Oberhaupt anerkannten, aber demselben nur soviel, als das oft schwankende Herkommen, oder vielmehr ihr Vortheil, verstattete, gehorchten. Durch den westphälischen Frieden war diese Verfassung bestätigt und es sollte derselbe nunmehr zum vor-

züg:

züglichesten Reichsgrundgesetze dienen. Da
 aber dieser Friedensschluß mit den Waffen
 in der Hand erzwungen, also nicht durch
 ruhige und freie Berathschlagung der Vers
 nunft entstanden war; so mußte er schon
 deswegen unvollkommen seyn. Der Kaiser
 sollte zwar ohne Vorwissen und Einwilli
 gung der Stände in Reichsachen nichts
 verfügen, und die Beschlüsse der Fürsten
 sollten ohne seine Genehmigung ohne Kraft
 seyn; willkürliches Verfahren, Uebertretung
 der Gesetze, besonders Bedrückung des
 Schwächern sollten vermieden werden. Aber
 die Leidenschaften der Mächtigen werden
 nicht immer durch Verträge im Zaume ge
 halten und daher blieben auch hier die Ge
 setze und die Aussprüche der Gerechtigkeit
 oft ohne Wirkung. Die Fürsten ließen
 sich nur zu oft, wo sie Ausdehnung ihres
 Gebiets und ihrer Macht zu entdecken glaub
 ten, zu Gewaltthätigkeiten hinreißen. Sie
 nahmen nur zu oft auf das allgemeine
 Wohl der Nation, wovon sie Theile wa
 ren, keine Rücksicht. Dadurch wurde denn
 das deutsche Volk immer mehr getrennt

und von einander gerissen. Die dreihundert verschiedenen Regenten deutscher Staaten, von dem Beherrscher Oesterreichs an bis auf den Prälaten zu Ochsenhausen, verfolgten, von einander unabhängig, ihr eigenes Ziel, ohne sich sehr um den ganzen Staatskörper zu bekümmern, und waren nicht selten in ihren Unternehmungen einander entgegen. Die Einwohner dieser durch besondere Gesetze, Regierungsart und Religion verschiedenen Länder, wurden sich einander unbekannt. Es wurde sogar dadurch ein Nationalhaß zwischen Deutschen und Deutschen entzündet. So wie hierdurch die Nationaleinigigkeit verschwand; so ging auch die Nationalmacht zu Grunde. Es gab patriotische Brandenburger, Hessen, Baiern, Hamburger und Leutkircher, die aber an dem allgemeinen Schicksale der Nation weiter keinen Antheil nahmen, als daß sie deutsch sprachen. So blieb denn am Ende die Sprache das einzige Kennzeichen eines Deutschen.

Allgemeine Anstalten zur Verbreitung der Volkswohlfahrt und gleiche Fortschritte
in

in der Kultur waren seit jener Zeit bei den Deutschen nicht mehr möglich. Künste und Wissenschaften, Aufklärung, Gewerbe und Wohlstand wurden befördert, oder unterdrückt, je nachdem die einzelnen Regenten es verstanden oder wollten, oder der Zufall es veranlasste, oder hinderte. Ein Hauptgebrechen der deutschen Verfassung war, daß keine zweckmäßige Aufmerksamkeit auf die Erziehung und den Unterricht des Volks gewandt wurde. Die Reichsgesetzgebung sorgte noch nicht, Irrthümer und falsche Begriffe auszurotten, die Sitten des Volks zu veredeln, die Denkart zu berichtigen, den Nationalcharakter zu erheben, überhaupt Aufklärung und damit das wahre Wohl der Menschen zu befördern. Die Folgen der unverantwortlichen Vernachlässigung dieser ersten und heiligsten Pflichten äußerten sich überall und in allen Ständen. Wenigstens war das, was man Erziehung und Unterricht nannte, höchst verkehrt. Die Erziehung, welche darauf abzwiekt, die Tüchtigkeit des Menschen zu wecken und zu lenken, ver

Unterricht, welcher den Menschen über den wahren Zweck seines Daseyns belehrt, ihn zum Rechtthun leitet und damit Zufriedenheit in sein Herz pflanzt, wurde vernachlässigt oder gar verachtet. Die Söhne der Fürsten wurden nur hauptsächlich zu Soldaten erzogen. Man gab ihnen gewöhnlich Leute zu Lehrern, welche sie zwar mit der Beobachtung des Ceremoniels der Höfe bekannt machten, aber sie nicht allemal zu den Kenntnissen führten, in deren Besitz man richtige Begriffe von den Dingen in der Welt und von den Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft erhält. Sie dienten im Militär ihres Vaters, oder traten in fremde Dienste, eine Laufbahn, worauf sie wenig mit der Kunst, Land und Leute zu regieren, bekannt wurden. Sie lernten reiten, fechten, schießen, tanzen, ihren Namen schreiben und etwas französisch. Waren sie nicht im Kriege, so traf man sie auf der Jagd, oder an der Tafel. Bei den Mahlzeiten wurde eine solche Menge von Speisen aufgetragen, daß die Tische unter der Last frachten. Man hielt es für Ehre,

Ehre, jene Humpen und Becher, die wir jetzt noch der Seltenheit wegen aufbewahren, oft auszuleeren, wenn auch die Becher alle Sinne verlohren. Bei Freudenfesten ließ man Wein rinnen und warf Geld aus. Man achtete es nicht, Menschen in Gefahr zu setzen, wegen eines Schlucks Weins, oder wegen eines Groschens, zerquetscht zu werden und daß man sie zu einer verworfenen Kriecherei erniedrigte. — Dieses Beispiel in der Lebensart verbreitete sich auf die übrigen Volksstände. Der Adel ahmte den Hof nach. Beispiel und Noth trieben ihn zum Soldatenstande. Hang zur Unruhe, Trunk und Jaad blieben noch die Hauptzüge eines Edelmanns. Er zeigte sich immer Neigung zu Gewaltthätigkeiten. Selbst der Kanzler am kurpfälzischen Hofe, der Freiherr von Wieser, und der erste Kammerherr, von Diamantstein, ließen zwei Boten des Reichsgerichts, die ihnen Bescheide bringen wollten, abprügeln, und der Kurfürst billigte diese Mißhandlung. Da der Adel durch den Landfrieden von öffentlichen Fehden abgehalten wurde

de; so Befriedigte er seine Streitsucht auf andern Wegen. Man fand selten einen Edelmann, der nicht einige Prozesse gegen seine Nachbarn, seinen Fürsten und Hintersassen führte und darin nicht nachließ, bis er sich an den Bettelstab gebracht hatte. Seine Begierden zu Gewaltthätigkeiten, Liebshäften, Müßiggänge und Schmausereien, Zanke, Jagd, Stolziren nannte er ädile Leidenschaften; die Befriedigung derselben hieß standesmäßige Lebensart. — Dem Bauer und Bürger war dieß kein gutes Vorbild. Das Betragen derselben blieb gleichfalls noch rauh. Bei Lustbarkeiten, Gastmählern, Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen ging es gewöhnlich sehr wild her. Essen und Trinken war dabei die Hauptsache. Sie wurden mit dem lärmendsten Geräusche und solchen Ausschweifungen vollzogen, daß nicht selten einige Gäste zu Schaden kamen. Man stellte am Ende des sebzehnten Jahrhunderts noch Ritterspiele, Sournire, Ringelrennen, Spielgefechte, Parforcejagden an. Besonders waren die
 Fast

Fasnachtsspiele, die Carnevalls, mit vielen Ausschweifungen begleitet. In den Schauspielen mußte der Harlekin die Hauptrolle haben, wenn sie gefallen sollten, und an vielen Höfen wurden noch Hofnarren, Lutzigmacher, Gaukler und Taschenspieler gehalten. — Diejenigen, welche sich den Wissenschaften auf Schulen und Universitäten widmeten, zeichneten sich nicht durch sanftere Sitten und bescheidenes Betragen aus. Die Studenten umgürteten sich mit Mordgewehren, suchten sich durch eine abstechende Kleidung auszuzeichnen, stellten Fechtgelage mit Sang und Klang nach gewissen Gesetzen an und schlossen unter sich Orden, die sich einander bekriegten und ihre abgeschmackten Streitigkeiten mit Blut entschieden.

Wer von Leipzig kommt ohne Weis,
 Von Halle mit gesundem Leib,
 Von Prag und Jena ungeschlagen,
 Der kann von vielem Glücke sagen;
 galt fast von allen Akademien. Die Lehrer
 gaben ihren Schülern kein besseres Beispiel.

Es ist zu bedauern, daß sonst berühmte Männer, ein Sturm, Heinsius, Gundläng, in Absicht ihrer Sitten ihrem Stande wenig Ehre machten. — Das Bild von dem Betragen der Handwerker, folglich eines großen Theils der Nation, ist eben so traurig. Eigenstinn, Handwerksdünkel, Vorurtheile und Neigung zu possenhaften Gebräuchen waren darin die Hauptzüge. Vermöge des Gildestolzes schlossen sie die Ehre der Gerichtsdiener, Wögte und Straßenreiner von der Erlernung eines Handwerks aus. Wer eine Kasse oder Hund todtes geworfen, ein todtes Thier angerührt oder mit Abdecken getrunken hatte, wurde für das Handwerk unehrlich. Die Gebräuche und Grüße der Gesellen waren so lächerlich, als ärgerlich. Das Hobeln, Schleifen, Predigen, Taufen bei dem Losprechen der Lehrlinge waren schädliche Possen. Viele Gesellen trugen Degen, feierten des Montags und beschwerten ihre Meister im Essen und Trinken. Die Meister werden wollten, wurden mit kostspieligen, abgeschmackten Meisterstücken beschwert. Sehr oft widersetz;

setzten sie sich der Obrigkeit, ließen die Arbeit liegen, schimpften der Stadt, wo man ihnen nach ihrer Meinung zu nahe getreten war, oder machten sonst Unfug. — Der damalige Soldatenstand stellt die abschreckendste Barbarei dar. Er verkannte noch ganz seine Bestimmung, und wer sich ihm ergab, schien zu vergessen, daß er nicht aufhöre, Bürger zu seyn. Es war bei demselben noch wenig, oder gar keine Disciplin eingeführt und man wußte noch nicht, den großen Haufen durch strenge Beobachtung unbedeutend scheinender Kleinigkeiten in der Kleidung, im Gange und Gebärden im Zaume zu halten. Weil es noch nicht gebräuchlich war, die Heere durch Magazine zu versorgen, sondern die Soldaten auf Kosten des Landes, wohin sie kamen, leben mußten; so gewöhnten sie sich ans Plündern, um Unterhalt zu bekommen und um Beute zu machen. Daher konnten auch selbst die eigenen Länder ihrer Herren und Freunde nicht geschont werden. Die Bürger und Bauern mußten das Nöthige hergeben, und der Soldat nahm auch das
 Ues

Uebrigc. Allgemeines Schrecken verbreitete sich, wenn man vernahm, daß irgendwo Kriegsvolk ausrücken sollte. Gustav Adolf bestrebt sich zuerst, diesen Gebrechen abzuhelfen, auch wurde bei den Franzosen mehr Ordnung in das Kriegswesen gebracht; aber es fehlte noch viel, daß man diese Beispiele überall nachgeahmt, und überhaupt das Kriegsführen, welches man damals noch für nothwendig hielt, wenigstens für die menschliche Gesellschaft erträglicher gemacht hätte. —

So waren im Allgemeinen die Sitten und die herrschende Denkungsart der Deutschen. Ausnahmen gab es freilich. Die sich aber weit davon entfernten, fielen in andre Fehler. Die Verbindungen des Kaiserhofes mit Spanien und die Kriege mit den Franzosen hatten dabei großen Einfluß. Das steife, stolze, langsame, bedachtsame und ernsthafte Verhalten, was dem Spanier Klima und Regierungsform eigen machte, das Behende und die Leichtigkeit in dem Betragen und Sprechen des Franzosen suchte jetzt der Deutsche anzunehmen und mit sei-

nen

nen altväterisch, gothischen und einfachen
 biedern Sitten zu vereinigen, wodurch ein
 sonderbares Gemisch entstand. Die Fürsten
 gingen dabei voran. Die katholischen und
 geistlichen Höfe ahmten das spanisch: öfers
 reichische Ceremoniel nach, die protestantis
 schen folgten mehr dem französischen. Das
 durch wurde die Lebensart über allen Aus
 druck widernatürlich. Man verbrachte einem
 großen Theil der Zeit mit Reverenzen und
 Complimenten. Taktmäßig setzte man sich
 und stand man auf. Durch alle Stände
 verbreitete sich eine ausschweifende Rang
 und Eitelsucht. Man nannte hochedelge
 bohrene, hochwohlgebohrene, hochgeborne, die
 kaum wohlgebohrene waren. Diese gesuchte
 Ziererei herrschte in allem, was die Deuts
 schen vornahmen, in ihren Schriften, Ge
 bäuden, Gärten und Kleidungen. Ihr Kopfe
 putz erforderte ein eigenes Studium. Der
 Anzug der Weiber wurde, bei aller Veranz
 derlichkeit, immer geschmackloser und schäd
 licher. Sie schleppten sich mit Reifstöcken,
 zwängten ihren Leib in Schnürbrüste, gin
 gen auf den Sehen, und die Männer hüllten
 sich

sich halb in Felle, die aus fremden Haaren
 zusammengenähet wurden. — Indessen ge-
 wannen doch die französischen Sitten die
 Oberhand. Das Zeitalter Ludwigs XIV.
 war zu verführerisch. Das Glück seiner Waf-
 fen, der Erfolg seiner Unterhandlungen, sein
 glänzender Hof machten auf alle Gemüther
 Eindruck. Man suchte seitdem die Fran-
 zosen überall nachzuahmen, wie im Guten, so
 im Bösen. In manchem Stücke verdienten
 sie auch Lehrmeister zu seyn. Sie thaten
 es in den Wissenschaften und Künsten als
 den Europäern zuvor. Ihre, schon glück-
 lich bearbeitete und verfeinerte Sprache
 mußte Beifall finden. Dieß wurde noch
 vermehrt, als nach 1680 viele tausend, von
 ihrem Könige, der Religion halber, ver-
 triebene Franzosen sich nach Deutschland
 wandten. Unter diesen damaligen Flücht-
 lingen waren viele fleißige Künstler, un-
 ternehmende Kaufleute, geschickte Gelehrte,
 gewandte Geschäftsmänner. Sie trugen zur
 Weckung der Industrie bei, pflanzten aber
 auch die Grundsätze, welche sie aus ihrem
 Vaterlande mitgebracht hatten, zum Scha-
 den

den der deutschen Biederkeit und Verfassung fort. Nun sollten alle Geschäfte nach französischem Fuße betrieben werden; Kleidung, Essen und Trinken mußten französisch seyn. Manche Deutsche schienen sich ihrer Herkunft zu schämen. Sie sprachen geläufiger französisch, als deutsch. Sie bemüheten sich gleichsam, deutsche Art und Weise abzulegen, die Offenherzigkeit und den Bieder Sinn ihrer Vorfahren zu verleugnen und dagegen sich in der Verstellungskunst und der Schlaueit zu üben. Lauter Folgen des Mangels einer vernünftigen Erziehung!

Die Folgen des mangelhaften Unterrichts waren nicht minder traurig. Er wurde noch gar nicht zweckmäßig eingerichtet, das Volk aufzuklären, ihm richtige Begriffe beizubringen. Sogar wollten einige behaupten, daß der große Haufen nicht gründlich belehrt werden müsse, daß gewisse Irrthümer zuträglich wären. Daher ließ man sich nur noch zu oft von falschen Vorstellungen täuschen. Ein Landgraf äußerte gegen einen Herzog schriftlich, daß der gefallene Hagel eine Strafe Gots

Gottes sei. So dachten auch sogenannte Gelehrte. Der Glaube an Wahrsagerei und Hexerei war noch allgemein. Im Hennebergischen wurden von 1651 bis 1676 als lein 22 sogenannte Hexen verbrannt. Ebenso verderblich war die Furcht vor Gespenstern und die häufig getriebene Schaharás berei. — Die Wissenschaften wurden auf den Schulen und Akademien noch zu einseitig getrieben. Man bedrebte sich nicht, ihnen Einfluß auf das Volk zu verschaffen. Man wollte nur Vielwisser ziehen, ohne daß man sich bekümmerte, ob ihre Kenntnisse auch der Gesellschaft wirklich nützlich wären. Ueberdies bedienten sich die Gelehrten nur der lateinischen Sprache. Man las die Schriften der Griechen und Römer nicht sowohl ihres vortreflichen Inhalts wegen, als vielmehr aus einem Hange zur Wortklauberei. — Die Religionswissenschaft blieb noch immer eine Sammlung zusammengerafter Meinungen, die man alle aus der Bibel beweisen wollte und wobei man sich wüthend zankte. Die Religion, welche richtige Begriffe lehrt und zum Rechtthun

leis

weisheit, kannte man nicht. Was man große
 Theologen nannte, waren Leute, die
 sich eine Fertigkeit erworben hatten, das
 nach und nach zusammengerauthene Glaubenssystem, gelehrt zu vertheidigen, oder
 wohl gar künstlich zu erweitern. Ehemalig
 Blasius, Gerhard, Kalixtus, Cassander
 zeichneten sich in so fern aus, daß sie
 Verbesserung und Verträglichkeit suchten.
 Nur wenige empfahlen, wie Job. Urend, Jesu
 Lehren und Beispiel zur Befolgung. So wie die
 großen Religionspartheien, worin die Deutschen
 zertheilt waren, gegen einander zu Felde
 zogen; so entstanden in den einzelnen
 Partheien wieder Sekten, mit denen man
 Krieg führte. Man sah Fanatiker, In-
 spirirte, Pietisten, Leute, die bei dem Schein
 einer großen Frömmigkeit gefährliche Grund-
 sätze nährten. Besonders wurde die katho-
 lische Kirche in ihrem Innern nach der un-
 glücklichen trident. Synode durch mönch-
 sische und jesuitische Streitigkeiten zer-
 rissen. Zum Unglück zeichnete sich jetzt unter
 den deutschen Bischöfen auch keiner durch Kennt-
 nisse und freieres Denken aus. Das größte

L

Un:

Unheil entstand überhaupt daher, daß man glaubte, man dürfe von den hergebrachten Lehren, von den sogenannten Symbolen der Kirche, nicht abgehen, die falschen verlassen und dagegen vernünftig wahre annehmen. — So verhielt es sich auch mit der Rechtsgelehrsamkeit. Man zog Legisten, Leute, welche die einmal eingeführten Gesetze auswendig lernten, aber gar nicht daran dachten, den Gehalt der Gesetze mit philosophischem Geiste zu prüfen, sie für das Zeitalter, die Lage und Umstände der Nation zu ändern. Die Rechtslehren wurden nicht nur in unverständlichem Latein vorgetragen, sondern auch den Gesetzen und Richtersprüchen wurden abgeschmackte lateinische Floskeln beigemischt. Bei der Verwaltung der Gerechtigkeit hielt man sich in Deutschland an den Buchstaben des Befehls eines ehemaligen Kaisers zu Rom und Konstantinopel, oder sonst eines Barbaren. Die Vielsachheit der Gesetze, ihre Unbestimmtheit, das Dunkle und Verworrene ihrer Sprache öffnete den Verdrehungen Thür und Thor. Der Prozeßgang wurde überall so langsam, häßlich und

unsicher, daß man von Glücke sagen konnte, wenn man das Ende eines Rechtsstreits erlebte. Der willkürlichen Formalitäten waren so viel und sie so versteckt, daß ihrents wegen nicht selten die gerechte Sache unterlag, zumal da, wo die Justiz, als eine Finanzsache betrachtet wurde. Nichtern und Advokaten wurde es also sehr leicht, die Partheien zu ermüden oder auszufangen. Selbst bei dem höchsten Reichsgerichte lagen immer einige Tausende hundertjähriger Prozesse unentschieden und einer unbedeutenden Formalität wegen den Wärmern preisgegeben. — Die Geschichtskunde, welche die allgemeine Lehrerin ist, die alle Kenntnisse umfaßt und ihnen Wahrheit und Leben gibt, wurde gleichfalls nicht glücklicher getrieben. Anstatt den Zusammenhang, die Ursachen und Folgen der Begebenheiten zu entwickeln, schrieb man nur eine Menge Namen, Zahlen und Vorfälle trocken auf. Was man Geschichte der Deutschen, oder deutsche Reichsgeschichte nannte, war keine Darstellung der Schicksale der Nation, worin man sah, welche Umstände auf den

L 2

Ehas

Charakter des Volks wirkten, die Kultur besörderten, oder hemmten; sondern höchstens eine Herzerzählung der Thaten der Kaiser und Fürsten. Das größte Verbrechen der Geschichtschreiber war, daß sie die Kriege der Großen, als Sachen von Wichtigkeit behandelten, ohne zu zeigen, welches Elend das durch über das Volk gebracht, die Kultur gehindert, die Sklaverei besördert sei. Hierdurch verschuldeten sie, daß sich die Neigung zum Kriegsführen so lange und heftig erhielt. — Auch die Arzneiwissenschaft wurde lateinisch gelehrt. Man gab den Heilmitteln griechische und lateinische Namen in den Apotheken und am Krankenbette mit den in Deutschland. Außer den abgerichteten Aerzten, die nach der hergebrachten Methode ihre Kranken behandelten, ohne allemal die Ursachen des Uebels, die Beschaffenheit des Körpers und die Kräfte der Mittel zu ergründen, pfuschte eine unzählbare Menge Marktschreier unter dem Volke. Scharfrichter und Viehärzte mordeten unter Menschen und Thieren mit gleichen Mitteln angefüßt fort. — Ist die Philosophie die

die Wissenschaft, welche richtige Begriffe von den Dingen in der Welt lehrt, soll sie die Führerin des Menschen in den mannichfaltigen Verhältnissen seines Lebens seyn; so muß man gleichfalls gestehen, daß sie von den Deutschen noch nicht für diesen Zweck getrieben wurde. Die Reformatoren hatten zwar angefangen, einen großen Theil des unfruchtbaren Wörterkrans der Scholastik wegzuwurfsen; allein ihre Nachfolger fuhren auf diesem Wege nicht fort, sondern ließen sich wieder zu spitzfindigen Spekulationen, die den Schein des Tieffinns hatten, hinreißen und es fehlte noch viel, daß die sogenannte Weltweisheit die Menschen klüger und tugendhafter gemacht hätte. Grostius, Puffendorf, Leibniz, erwarben sich zwar Ruhm, da sie theils einzelne Theile der Philosophie deutlicher und vollständiaer entwickelten, theils der ganzen Wissenschaft eine andre Richtung gaben; am Ende lief aber alles auf theoretische Kenntnisse hinaus, von denen sie nie sonderliche Wirkungen auf das gemeine Leben abzuleiten sich bemüheten, Christian Thomasius

zeichnete sich vortheilhafter aus. Er lehrte zuerst in der Muttersprache und bewies, daß die Philosophie nicht blos den Gelehrten, sondern der ganzen menschlichen Gesellschaft nützen müsse. Zugleich unterwarf er alle Wissenschaften einer freieren und strengern Untersuchung und räumte dadurch viele Irthümer weg. Dann bestritt er auch den, unter den Deutschen noch herrschenden Glauben an Zauberei, Hexerei und Gespenster so glücklich, daß er einen großen Theil desselben vernichtete. — Die durch die Reformation beförderte Ausbildung der Muttersprache fand jetzt abermals Hindernisse. Die Gelehrten redeten und schrieben fertiger Latein, als Deutsch. Endlich gewann die französische Sprache die Oberhand. Das Deutsche wurde mit einer solchen Menge fremder Wörter überschwemmt, daß es in Gefahr kam, ganz unterdrückt zu werden. Frau und Jungfrau wurden in Madame und Demoiselle verwandelt. Deutschen Briefen gab man, mitten in Deutschland, französische Aufschriften und zemehr französische Floskeln man im Schreiben und Reden
ans



*Christian Thomafus brettet die Herrfchaft
der Vernunft in Deutschland aus, 1692.*

anbringen konnte, desto vornehmer, zierlicher und erzogener hielt man es. — Einige Vaterlandsfreunde suchten zwar sich diesem Unfuge zu widersetzen. Die von Kasper v. Zuttleben 1617 gestiftete fruchtbringende Gesellschaft wollte deutsche Sprache und deutschen Sinn erhalten. Aber die Mitglieder derselben verkannten selbst den wahren Geschmack. Sie fielen bald ins Spielende und Witzelnde, und die schlesischen Dichter, Hofmanswaldau und Lohenstein ins Schwülzige. Von der Redekunst hatte man gar keinen Begriff. Es fehlte also noch viel, daß den Deutschen die Sprache ein Mittel geworden wäre, die Kultur des Volks zu befördern. Es fehlte noch viel, daß man sie überall richtig gesprochen hätte. Die sogenannten Vornehmen sprachen insgemein am fehlerhaftesten. — Durch die Ausbreitung der Wissenschaften unter den Deutschen, durch ihre Bekanntschaft mit Ausländern, durch ihr häufiges Reisen nach Italien und Frankreich hatten zwar auch die bildenden Künste

Eingang bei ihnen gefunden. Albrecht Dürer, Holbein zeichneten sich in der Malerkunst und Merian in der Kupferstecherkunst aus. Aber die Nachfolger dieser Männer führen nicht fort, durch Betrachtungen und Nachahmungen der Natur ihren Geschmack zu berichtigen. Ueberhaupt war bei den Deutschen das Gefühl für das Schöne und Wahre noch nicht lebendig. In ihren Gebäuden, Gärten und Kunstwerken herrschte das Gezwungene, Sonderbare und eine läßige Ziererei. Daher kam es denn vornehmlich, daß, weil sie einen widrigen Eindruck machten, der große Haufe so wenig Ehrfurcht für Kunstwerke hatte. Dessenfhalbe Denkmähler wurden mißhandelt, zerbrochen und vernichtet. Man mußte sie einschließen und bewachen, wenn man sie erhalten wollte. — Anstalten zur Beförderung der Gelehrsamkeit wurden zwar gemacht. Man legte noch mehr Schulen und Universitäten an, aber alles nach dem alten Schlage des Mönchthums. Noch entstanden keine zweckmäßige Volkshilfungsanstalten.

ten. Die Bibliotheken dienten größtens
 theils nur zum Prunke, ohne gemeinnützig
 gemacht zu werden. Die Kritik, gründe-
 liche Beurtheilung wissenschaftlicher Arbei-
 ten, war noch roh und unvollkommen.
 Thomastus brach aber auch hier die Bahn.
 Die Acta eruditorum waren das einzige
 gelehrte Tagebuch von Erheblichkeit.

Auf dieser Stufe der Kultur standen die
 Deutschen, als sie die Mitte dieses Jahrs
 hunderts erreichten, wo ein Zusammen-
 fluß von Umständen neue Wirkungen auf
 ihre politische Lage und Geistesbildung ver-
 anlaßte.

Begebenheiten Deutschlands

seit 1740

oder seit

Friedrich II und Maria Theresia

Kaiser Karl VII aus Baiern

von 1742 bis 1745.

Alle Mühe, welche der Kaiser Karl VI angewandt hatte, seiner Tochter Maria Theresia die unangefochtene Erbfolge in allen Ländern der österreichischen Monarchie zu verschaffen, war vergeblich. Denn ob ihm gleich fast alle Könige und Fürsten Europens die Gewährleistung der pragmatischen Sanction zugesichert hatten; so war doch die Politik der Höfe schon zu der Höhe gestiegen, daß die feierlichsten Versprechungen und Bündnisse nur so lange galten, als man

einz

einseitigen Vortheil dabei fand. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so traten von allen Seiten Miterben und Feinde seiner Tochter hervor. Freilich war auch der Besitz von einigen Ländern, welche das habsburgische Geschlecht seit 1273 an sich gezogen hatte, von der Art, daß er manche Ansprüche, welche bisher unterdrückt waren, zuließ. Ueberdies schien es sonderbar, daß eine Frau in Landschaften, die nach strengern Rechten nur auf Männer vererbt werden konnten, unbedingt folgen sollte. — Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern wollte ihr die ganze Erbschaft entreißen. Er gründete seine Ansprüche auf die, zwischen dem Herzog Albert V. von Baiern und der Tochter des Kaisers Ferdinands I. Anna, 1546 errichtete Ehe Stiftung, worin festgesetzt war, daß Annens Nachkommen alle österreichische Länder erben sollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben ausstürbe. Allein Maria Theresia wollte jetzt, statt männliche, nur einige Erben gelesfen haben. Spanien wollte noch kraft eines 1612 gemachten Vorbehalts, vermöge
 1712
 des

dessen Spanien erben sollte, wenn die Steyer-
märkische Linie ausginge, ohngeachtet die
österreichische spanische Linie längst erloschen war,
die Erbschaft streitig machen; besonders such-
te die Königin von Spanien ihrem Sohne,
Philip bei dieser Gelegenheit ein Reich in
Italien zu erwerben. Der König von Sar-
dinien verlangte Mailand, weil er von
einer Tochter Königs Philips II. von Spa-
nien herkam und Neapel ließ schon
Völker anrücken, um aus eben solchen Grün-
den die Lombardei wegzunehmen. Preuss-
en trat mit einer Prätension auf einen
Theil Schlesiens auf, und der König August
von Polen, als Kurfürst von Sachsen,
wollte gleichfalls einige österreich. Provin-
zen haben. — Der König von Frank-
reich glaubte jetzt die günstigste Gelegen-
heit, seinen alten Nebenbuhler, das Haus
Österreich zu vernichten, gefunden zu ha-
ben. Ob er gleich die pragmatische Sanc-
tion angenommen hatte, so erklärte er doch
nun, daß er sein Versprechen nur zu halten
vermögte, wenn es ohne Nachtheil des drit-
ten geschehen könne. Er schloß mit dem
Kurs

Kurfürsten von Baiern ein Bündniß und ließ sogleich ein starkes Heer zu dessen Beistande ausrücken. Mit dieser Hülfe drangen die Baiern schon 1741 in das Erzherzogthum bis an die Thore Wiens, wandten sich aber bald darauf nach Böhmen, vereinigten sich mit den Sachsen, und eroberten Prag, wo sich dann der Kurfürst von Baiern zum Könige krönen ließ.

Anstatt daß man hätte suchen sollen, diesen Erbschaftsstreit durch den Gebrauch der Vernunft zu vermitteln, sollte das Schwert entscheiden. Anstatt den Einwohnern die Freiheit zu lassen, Regenten und Regierungsform zu wählen, sollten sie vernichtet und ihre Länder verwüstet werden. So wurde dann die junge Königin von Ungarn von allen Seiten angegriffen. Zu ihrem Unglück war sie nicht vorbereitet. Die österreich. Heere waren geschwächt, die Finanzen erschöpft, einige Provinzen völlig wehrlos. England, Holland und Rußland blieben zwar noch ihre Verbündete. Aber Georg I, der zu ihrem Beistande Hessen und Dänen in Sold nahm, mußte sich, durch
die

die Franzosen und Preussen wegen seines Kurfürstenthums in Sorgen gesetzt, zur Neutralität bequemen, und Rußland wurde auf Frankreichs Anstiften durch einen Krieg mit Schweden beschäftigt. Von allen verlassen, sah Theresia die Zertrümmerung ihrer Herrschaft entgegen. Man hatte bereits beschloffen, sie gänzlich aus Deutschland und Italien zu verdrängen.

Unter allen war Preussen ihr gefährlichster Feind. Brandenburg, welches vor dem dreißigjährigen Kriege nur noch eine untergeordnete Rolle spielte, dessen Besitzungen gering angebauet und bevölkert waren, hatte seit dem großen Kurfürsten eine Reihe vortreflicher Regenten gehabt. Friedrich Wilhelm hatte durch seine Standhaftigkeit wichtige Länder im westphäl. Frieden erworben, sie mit Flüchtlingen aus Frankreich, Salzburg und Pfalz bevölkert, Städte und Dörfer darin gebauet, durch Begünstigung der Wissenschaften und Gewerbe sie zum Wohlstande erheben, sie mit den Waffen gegen Frankreich und Schweden glücklich vertheidigt und die Ehre der brandens

denburgischen Krieger gegründet. Sein Sohn, Friedrich I, zwar nicht so heldenmüthig, verschaffte doch durch die Eitelkeit, womit er sich 1701 die Königskrone in Preussen aufsetzte und wodurch er Pracht und Glanz um sich her verbreitete, seinem Geschlechte neues Ansehen und Gewicht. Dessen Sohn, Friedrich Wilhelm I. that noch mehr für die Aufnahme seines Reichs. Allem überflüssigen Gepränge und Aufwande feind, lebte er selbst ungekünstelt bürgerlich und einfach, beobachtete streng seine Pflichten und war unermüdet, für das Beste seiner Länder redlich zu sorgen. Er durchreisete sie oft, um die Bedürfnisse der Einwohner kennen zu lernen und führte überall Arbeitsamkeit und Ordnung ein. Ob er gleich dem Kriegswesen eine besondre Aufmerksamkeit widmete und es gleichsam in die Verwaltung aller Geschäfte einflocht; so trachtete er doch nicht sehr nach neuen Eroberungen, war aber immer zur Vertheidigung gefaßt. Er sammelte ein in allen Kriegskünsten geübtes Heer, bei dem er zuerst das Gehen in gleichem

dem Schritt und die steifen Zöpfe ein-
 führte, von 80,000 Mann und hinterließ
 einen großen Geldvorrath, als er 1748
 starb. Sein Sohn Friedrich II. mit
 großen Fähigkeiten des Geistes begabt, bil-
 dete sich durch Wissenschaften und Umgang
 mit Gelehrten. Er war wohlwollend und
 fein, nachdem es die Umstände erforderten;
 aber auch mächtig von der Begierde, sich
 den Ruhm eines Helden zu erwerben, be-
 lebt. Nicht zufrieden mit der Rolle, welche
 seine Krone bisher in Europa spielte, strebte
 sein Ehrgeiz nach glänzenderen Unternehmungen.
 Er suchte jetzt die Ansprüche seines
 Hauses auf vier Fürstenthümer in Schles-
 sen hervor. Jägerndorf hatte nemlich dem
 Markgrafen Joh. Georg gehört, war dem-
 selben aber, wegen des, von ihm dem Kur-
 fürsten Friedrich V. von der Pfalz geleistet-
 en Beistandes, vom Kaiser entrisen. Brieg,
 Liegnitz und Wohlau waren in einem Stam-
 me vereinigt, der mit Brandenburg in Erbs-
 verbrüderung stand. Dessen ohngeachtet zog
 sie Oesterreich, als der letzte Herzog 1675
 starb, an sich. Friedrich that der M.
 Ehes

Theresia Vorschläge zum billigen Vergleich. Als diese in Wien verworfen wurden, rückte er schon 1740 in Schlessen, und beimächtigte sich bald des ganzen Landes, nachdem er die Oesterreicher bei Molwitz besiegt hatte. Europa gerieth über dieses Unternehmen des Königs von Preussen in Erstaunen und Frankreich, Baiern und Sachsen eilten, mit ihm Bündnisse zu schließen.

Deutschland, so überall bedrohet und zerrüttet, war ohne Oberhaupt. Der Kurfürst von Sachsen verwaltete zwar in den Ländern sächsischen Rechts, und der König von Sardinien, als Herzog von Savoyen, das Vikariat in Italien, aber wegen des rheinischen Vikariats erwachte der alte Streit. Pfalz und Baiern hatten sich zwar vereinigt, es gemeinschaftlich zu führen; aber viele Fürsten wollten diesen Vergleich nicht anerkennen, weil er nicht vom Kaiser und Reiche genehmigt sei, mithin blieb ein großer Theil Deutschlands ohne Verwaltung der Reichsjustiz. Man sah daher der Besetzung des Kaiserthrons mit Verlangen entgegen. Allein die Wahl fand große
 M Schwies

Schwierigkeiten. Oesterreich hatte volle dreihundert Jahre die Kaiserwürde besessen und Maria Theresia wünschte sehnlichst, sie ihrem Gemahle, dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, zuzuwenden. Sie ließ ihn den Deutschen bestens empfehlen und erhob ihn auch zum Mitregierer ihrer Länder. Der König von Frankreich wollte aber diese Gelegenheit, dem Erzhause die Krone zu entreißen, nicht vorbeilassen. Er fandte seinen geschickten Unterhändler, Belzize, an die Fürsten und suchte sie für den Kurfürsten von Baiern zu gewinnen, worin auch Brandenburg einstimmt. Von beiden Seiten wurde nichts gespart, was Ueberredung, List, Drohungen und Gewalt vermögen, und da Oesterreich unter dem katholischen Reichtheile noch viele Freunde hatte, so blieb der Ausgang zweifelhaft, bis Preussen durch das Glück seiner Waffen das Uebergewicht auf dem Wahltag erhielt. Es stellte mit Grunde vor, daß man die Kaiserwürde im Hause Oesterreich nicht erblich werden lassen müsse. Böhmern wurde für diesesmal von dem Stimms
recht

rechte ausgeschlossen und so kam endlich im Jänner 1742 die Erkrönung Karl Albrechts von Baiern zu Stande, nachdem der Thron 15 Monate erledigt gewesen war. Der wiener Hof wollte jedoch diese Wahl nicht für gültig erkennen und desswegen auch das Reichsarchiv nicht ausliefern.

Kaum hatte sich Karl mit der Kaiserskrone geschmückt, als er alle seine Erbländer verlor. Dadurch, daß er seinen 1741 angefangenen Einfall in Oesterreich nicht fortsetzte, sondern seine Heersmacht nach Böhmen wandte, hatten die Oesterreicher Zeit gewonnen, neue Heere aus Ungarn herbeizuziehen, mit denen sie in Baiern drangen und sich desselben 1742 ganz bemächtigten. Seines Landes beraubt, von Gelde und allen Hülfsmitteln entblößt, mußte er sich in die Arme seiner Bundesgenossen werfen und besonders den König von Preussen um Schutz und Beistand beschwören. Friedrich fand es auch nothwendig, den Kaiser nicht sinken und die Königin von Ungarn nicht übermächtig

triumphiren zu lassen. Statt daß er nach der Einnahme Schlesiens gehopt hatte, sich mit M. Theresien vergleichen zu können, wovon sie aber bei ihrem jetzigen Glücke nichts hören wollte, vereinigte er sich nun mit den Sachsen, fiel in Böhmen und Mähren, siegte bei Gzaslau und ließ seine Völker in Ungarn und Oesterreich streifen, wodurch selbst Wien in Schrecken gesetzt wurde. Allein Sachsen, dessen Minister an Oesterreich verkauft war und das den Preussen ihr Glück mißgönnte, war nicht willfährig genug, auch war der König von Frankreich nicht zu bewegen, Friedrichs Unternehmungen zu unterstützen. Er äußerte schon, daß man den König von Preussen nicht zu mächtig werden lassen müsse und ließ sich sogar mit Oesterreich hinterrücks in Unterhandlungen ein. Friedrich eilte daher, durch Englands Vermittlung im Junius 1742 mit M. Theresien zu Breslau Frieden zu schließen, worin ihm ganz Schlesien und Glatz, außer Troppau und Jägerndorf, feierlich abgetreten wurde.

Maria Theresia auf diese Art von ihrem härtesten Feinde befreiet, konnte nun hoffen, ihren übrigen Gegnern Widerstand zu leisten, zumal auch Sachsen mit ihr, ohne für seine Ansprüche etwas zu verlangen, nicht nur Frieden, sondern auch ein Bündniß schloß. Der Kaiser gerieth auch bald in die traurigste Lage. Ob gleich seine Kriegssoldaten oft nicht ohne Vortheile zuweilen fochten; so mußten sie doch der österreichischen Uebermacht, da die mit ihnen vereinigten Franzosen nicht zahlreich genug waren und auch jetzt am Niederrhein mit dem Könige von England kämpfen mußten, weichen. Sein unglückliches Land wurde abermals der Schauplatz der Verwüstung. Die mit allen Befehlen des Friedens und Kriegs unbekanntten Horden, welche Maria Theresia aus dem tiefen Ungarn herbeizog, überließen sich der wildesten Raube. Die Einwohner Baierns wurden mit unerschwinglichen Brandschatzungen belastet, ihr Eigenthum wurde dem Feuer und der Verwüstung preisgegeben, sie selbst wurden durch Nasen- und Ohren- abschnitten und

Prügeln mißhandelt. — Der hülflose, nach Frankfurt geflohene Kaiser wandte sich abermals um Rettung an Preussen. Friedrich betrieb es auch, daß das Reich demselben 50 Römernonate bewilligte. Allein diese Unterstützung reichte nicht hin, seine Bürgen zu erleichtern. Maria Theresia behandelte ihn ohne Schonung. Sie wollte vor keiner Ausöhnung mit einem Prinzen hören, der es gewagt hatte, die Kaiserkrone, welche sie als ein Erbgut Oesterreichs betrachtete, aufzusetzen. Sie wollte ihn vom Throne stoßen und er sollte allen Schaden dieses Krieges ersetzen. Ihr Glück benützend, ließ sie auch 1744 ein starkes Heer über den Rhein in Elsaß und Lothringen dringen. Ihre Waffen waren überall siegreich und die Verbindung mit Engelland, Holland und Sachsen gab den Oesterreichern ein großes Uebergewicht. — Selbst Preussen wurde bedrohet. Friedrich erfuhr, daß zu Warschau ein geheimes Bündniß geschlossen war, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Indem er sich nun, als ein wohlgesinnter Reichsstand, verpflichtete

tet hielt, dem bedrängten Kaiser beizustehen, schloß er 1744 mit demselben, mit Frankreich, Pfalz und Hessen einen Unionstraktat zu Frankfurth, um Karl VII bei der Kaiserwürde zu schützen, ihm zur Wiedererhaltung seiner Länder und zur Entschädigung zu helfen. Er rückte gleich mit 80,000 Mann in Böhmen und nahm Prag ein. Dieser Einfall zwang nicht nur die Oesterreicher, über den Rhein zurückzukommen; sondern des Kaisers Völker waren nun im Stande, mit französischer und bessischer Hülfe, die Oesterreicher wieder aus Baiern zu vertreiben. Jedoch kaum hatte Karl die Freude, sein München wieder bezogen zu haben, so starb er schon im Jänner 1745 nach einer höchst unglücklichen Regierung, worin die deutsche Kaiserkrone mehr, als jemals gedemüthigt war.

Dieser Todesfall änderte plötzlich die Lage der Sachen. Des Kaisers Sohn, der junge Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, wurde, nachdem seine Völker abermals geschlagen waren und er selbst nochmals aus seinem Lande fliehen mußte, der

Drangsale müde. Er schloß im April 1745 mit der Königin von Ungarn zu Füssen Frieden, wodurch er zwar seine Länder wieder erhielt, aber seinen Rechten auf die österreich. Erbschaft entsagen mußte. Das frankfurtber Bündniß lösete sich also auf. Die Franzosen zogen nach Haus und Hessen erklärte sich für untheilnehmend.

Franz I. von Lothringen.

von 1745 bis 1765.

Nach dem Tode Karls VII und nach der Trennung des frankfurtber Bundes behielt, außer Frankreich, nur noch der König von Preussen die Waffen gegen Oesterreich in den Händen. Er mußte daher darauf denken, ohne Nachtheil Frieden schließen zu können. Er wollte dazu die Kaiserwahl benutzen, um entweder durch seine, dem Gemahle Theresiens gegebene Stimme, von derselben einen billigen Frieden zu bedingen, oder durch die Erhebung eines andern, sich Beistand zu erwerben. Frankreich dachte nach

nach ähnlichen Gründen und suchte wirklich, den König von Polen, August von Sachsen, zu bereben, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, wozu auch Preussen beistimmte. Allein August verwarf den Antrag. Er knüpfte hingegen mit Oesterreich ein innigeres Bündniß, welches darauf abzielte, dem Könige von Preussen engere Grenzen zu setzen. Ebersteins Gemahl, Franz, konnte aber auch schon auf alle Wahlstimmen, Brandenburg und Pfalz ausgenommen, rechnen. Die Franzosen schickten zwar eine Armee in die Gegend von Frankfurth, um die Wahl zu hindern. Allein sie wurde nicht nur zurückgetrieben, sondern auch die Länder des neutralen Kurfürsten von der Pfalz wurden durch ungarische Soldaten besetzt, dessen Gesandte aufgefangen und die Briefe derselben erbrochen. Nachdem die Wahlfreiheit auf diese Weise gestört war, entfernten sich die brandenburg. und pfälzischen Botschafter aus Frankfurth. Darauf wurde denn Franz zum Kaiser ausgerufen und mit der gewöhnlichen Pracht gekrönt, wobei sich Achen und Nürnberg

über die Ehre der Aufbewahrung der Reichs-
kleinode zankten.

Heresia begeistert über die Erhebung
ihres Gemahls, wurde nun in dem Vor-
satz bestärkt, den König von Preussen zu
demüthigen. Friedrich hatte Böhmen,
wo die Einwohner aus Religionshaffe lie-
ber ihre Lebensmittel versteckten und ver-
nichteten, als daß sie solche den verhassten
Kettern überlassen sollten und wo mancher
Preusse hinterlistiger Weise dem Tode über-
liefert wurde, schon 1744 mit großem
Verluste verlassen müssen. Jetzt drangen
nun sogar die Oesterreicher unter Karls
von Lothringen Anführung in Schlesien.
Sie wurden aber bei Strigau überfallen
und geschlagen, auch bald nachher bei Gorr
besiegt. Und weil nun August von Polen
seine Völker mit jenen vereinigte und schon
den Besitz von Magdeburg und Halber-
stadt, den er sich ausbedungen hatte, für
unbezweifelt hielt; so ließ Friedrich
Sachsen überziehen. Sein Heerführer, der
Fürst Leopold von Dessau, schlug das sächs-
sche Heer bei Kesselsdorf aufs Haupt, selbst
Dres,

Dresden gerieth in preussische Hände. Diese Siege beförderten den Frieden. Er wurde zu Dresden 1745 geschlossen. Der König von Polen versprach, eine Million Thaler an Preussen zu bezahlen und seinen Oberzoll abzutreten; M. Theresia bestätigte den Breslauer Vertrag und Friedrich erkannte Franzosen, als Kaiser an. — Zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien wurde der Kampf noch fortgesetzt. Die Franzosen siegten in den Niederlanden, dagegen hatten die Oesterreicher in Italien die Oberhand. Endlich trat man 1748 zu Achen in Unterhandlungen. Frankreich gab alle Eroberungen zurück; dagegen trat die Kaiserin Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Prinzen Don Philip ab. Und so rettete Maria Theresia, außer diesen Staaten und Schlesien, durch ihren Muth und Standhaftigkeit und durch den treuen Beistand Englands und der Ungarn alle Länder ihres Hauses.

Das Reich nahm an diesem Kriege keinen Theil, dennoch wurde es dadurch grausam verwüstet. Karl VII konnte es nicht

nicht dahin bringen, seine Fehde auf Kosten des deutschen Volks zu führen. Alles was er erhielt, war eine Unterstützung am Gelde. Auch Franz bemühte sich vergeblich, das Reich diesmal zum Besten Oesterreichs in die Waffen zu bringen. Es blieb bei der Neutralität, das heißt, es blieb der leidende Theil, den Freunde und Feinde ungeschont verletzten. Ein so schlecht organisirter Staat, als in dieser Hinsicht das deutsche Reich ist, war schon gar nicht mehr fähig, sich Schutz und Ansehen zu verschaffen. Die verschiedenen Theile hatten keinen Vereinigungspunkt. Jeder Stand ging seinen eigenen Weg. Ihre Gesandten zankten sich am Reichstage um Rang und Titel. Manche wollten nicht wohlgebohrne, sondern hochgebohrne seyn. Sie konnten keine gemeinschaftliche Wahlzeit halten, weil sie sich wegen der Sitze nicht vertragen konnten. — Mit solchen Dingen beschäftigt, konnten die deutschen Anphyctionen noch weniger in ernsthaften Sachen, besonders in den Bedrückungen, womit jetzt die Katholiken abermals gegen die

die Protestanten versuhren, nachdrücklich entscheiden. Die zur päpstlichen Kirche zurückgetretenen Fürsten von Hohenlohe erlaubten sich nehmlich manche Kränkung ihrer evangelischen Unterthanen. Diese beklagten sich vergeblich bei dem Kaiser. Endlich nahmen sich die protestantischen Stände ihrer an und ließen 1750 die Fürsten mit gewaffneter Hand zur Abstellung der Beschwerden zwingen. Der Kaiser erklärte dieses Verfahren zwar für geschwidrig. Allein nun beschloß das Corpus der Evangelischen erst recht feierlich, allezeit in solchen Fällen Selbsthülfe zu gebrauchen. — Die Protestanten glaubten, jezt besonders auf ihrer Hut seyn zu müssen. Der Erbprinz von Hessenkassel hatte sich zur Annahme des katholischen Glaubens bereu den lassen, und der Abfall eines so mächtigen Fürsten schien ihrer Parthei gefährlich zu werden. Noch bedenklicher war das Beginnen der Kaiserin. Durch Erziehung und Unterricht katholisch-fromm und von Jesuiten geleitet, beschloß sie, ihre Erbländer von allen Protestanten zu reinigen.

Sie

Sie versuchte seit 1752 sie durch Missionarien zu bekehren, nachher ließ sie ihnen ihre Bücher mit Gewalt nehmen, verbot die Ausübung des evangel. Gottesdienstes und befahl endlich gar, daß alle Protestanten ihre deutschen Provinzen verlassen und nach Ungarn ziehen sollten. Vergeblich legte das Corpus der Evangelischen Fürs bitten ein und berief sich auf den westphäl. Frieden. Maria Theresia erklärte dies für einen Eingriff in ihre landesherrlichen Rechte und zeigte, daß sie an jenen Friedensschluß nicht gebunden seyn wollte. — Eine andre Bewegung veranlaßte die 1752 durch den Papst Benedict XIV geschehene Erhebung des Abts Amandus von Fulda zur bischöflichen Würde. Denn Würzburg, zu dessen Sprengel Fulda gehörte, widersetzte sich, wurde jedoch durch die Ertheilung des Palliums besänftigt, weil es dadurch von der Oberaufsicht des Erzbischofs von Mainz befreiet und nur dem Papste unmittelbar verantwortlich gemacht wurde. Heftiger widersprach nun aber Kurmainz, indem es diese Verfügung für einen Einbruch in die Rechte

Rechte der deutschen Kirche, besonders für eine Schwälerung seines geistlichen Gebiets hielt. Nach vielem Gezänke blieb es jedoch am Ende bei den zu Rom gefaßten Beschlüssen. — Eben so ging es auf dem Reichstage, als die Fürsten und Grafen von Schwarzburg und Thurn und Taxis, wie auch Waldeck, Löwenstein und Nassaus Hingen Sitz und Stimme im Fürstenrathe verlangten. Die altfürstlichen Häuser und die Reichsgrafen widersetzten sich aufs heftigste. Von der Einführung des Fürsten von Thurn und Taxis, dessen Vorfahren erst zu K. Maximilians I. Zeiten in Deutschland einheimisch geworden waren und sich durch Anlegung und Betreibung des Postwesens Güter erworben hatten, wollte man gar nichts hören; besonders als der Kaiser erklärte, daß er ihn mit dem Postmeisteramte, als einem Reichsgute belehnt habe, indem viele Fürsten sich dadurch in ihrem Rechte, selbst Posten anzulegen, gekränkt glaubten. Die Reichsversammlung schickte einen Gesandten nach Wien, um Vorstellungen zu machen. Er
 wur

würde aber da nicht nur hart empfangen, sondern auch fortgewiesen, und Schwarzburg und Thurn und Taxis wurden, aller Widersprüche ohngeachtet, 1754 durch östereichischen Betrieb in den Fürstenrath eingeführt.

Ob nun gleich also von Seiten der Reichsregierung und der gesetzgebenden Macht nichts Erhebliches zum wahren Besten der Nation geleistet werden konnte; so bestrebten sich doch in dieser Zeit verschiedene Fürsten, in ihren Ländern besonders erspriessliche Anstalten zur Beförderung der Kultur und des Wohlstands des zu treffen. Vorzüglich zeichnete sich der König von Preussen hierin aus. Er erwarb sich nicht nur Kenntnisse, schrieb selbst einige wichtige und scharfsinnige Werke, besonders von der vaterländischen Geschichte, sondern suchte auch, seine Fähigkeiten und Kenntnisse zum Nutzen des Staats, für dessen ersten Diener er sich hielt, gewissenhaft anzuwenden. Er untersuchte und lenkte alle Zweige der Verwaltung, und durchkreifte oft sein Land, um die Bedürfnisse der Einwohner kennen zu lernen. Die Verbesserung der

der Gerechtigkeitsverwaltung ließ er seine erste Sorge seyn. Er munterte Ackerbau, Kunstfleiß und Handelschaft auf und beförderte die Verträglichkeit der verschiedenen Religionspartheien und die Denkfreyheit in seinen Ländern. Die Früchte dieses Verfahrens, welche sich in einem blühenden Zustande der preussischen Staaten äußerten, reizten andre Regenten zur Nachahmung. Der Herzog Karl von Braunschweig; Wolfenbüttel, welcher seit 1735 regierte, war gleichfalls bemühet, durch Geschäftigkeit zu nützen. Einige Fürsten von Hessen, Baden, Anhalt, Wirtemberg zeichneten sich auf ähnliche Weise aus. Besonders blühte Sachsen durch Gewerbefleiß und Handelschaft. Nirgends wurde die Gelehrsamkeit mit größerm Eifer getrieben. Die Prachtliebe der Auguste veranlaßte auch die Entstehung vieler Werke der Kunst. — Zugleich unternahmen es jetzt viele Gelehrte, besonders im nördlichen Deutschlande, die Wissenschaften auf eine für die Menschheit nützlichere Weise, zu bearbeiten. Die 1734 zu Götting

N

ting

tingen gestiftete Universität fing schon
 an, sich durch gründliche und geschmack-
 volle Behandlung der Gelehrsamkeit aus-
 zuzeichnen. Besonders goß sich unter Fries-
 drichs Schutze und Begünstigung von Halle
 und Berlin neues Licht aus. Christian von
 Wolf zeichnete für die Philosophie eine
 sichere Bahn und räumte manchen Irr-
 thum aus dem Wege. Vergebens wider-
 setzten sich die am alten Systeme klebens-
 den Theologen. Ihr bestiges Widerstre-
 ben reizte nur desto mehr Menschen, eigene
 Prüfung anzustellen. Baumgarten such-
 te daher, die Theologie auf eine aufgeklär-
 tere Weltweisheit, Geschichte und Bibel-
 auslegung zu gründen, worin ihm Mos-
 heim und vorzüglich Jerusalem in
 freimüthigen Untersuchungen der Religions-
 lehren rühmlich nachfolgten. Ueberhaupt
 fing man an, alle Gegenstände des Wis-
 sens und des Lebens einer genauern Er-
 örterung zu unterwerfen und sich zu einem
 freieren Gebrauche der Vernunft hervor zu
 arbeiten.

Indem so ein großer Theil der Deutschen in der Kultur fortschritt, wurde das Vaterland abermals durch einen Krieg überfallen. Die Königin von Ungarn näherte über das Verfahren des Königs von Preussen und das Glück, womit er ihr Schlesien entriszen hatte, einen unverstehbaren Groll. Sie fand bei der russischen Kaiserin Elisabeth ähnliche Gesinnungen. Diese beiden Fürstinnen, welche als Selbstherrscher, zahlreiche Völker regierten, glaubten persönlich von Friedrich beleidigt zu seyn, der mit Lorbeeren gekrönt, die Augen aller Nationen auf sich zog, dessen Geistesfähigkeiten allgemeine Bewunderung erregten und der, als das Muster der Regenten gepriesen wurde. Sie wünschten, ihn zu demüthigen, oder gar zu vernichten. — Es wurden zu dem Ende, nicht nach den bisherigen Grundsätzen der Staatsklugheit, sondern auf Leidenschaften gegründete Bündnisse von ihnen errichtet. Oesterreich schloß 1756 mit seinem Erbfeinde, Frankreich, einen engen Bund, dem der König von Polen, August II von

Sachsen, welcher durch die Demüthigung seines Nachbarn neue Provinzen zu erwerben hoffte, Schweden, Spanien und ein großer Theil des deutschen Reichs in der Folge beitraten und es wurden sogleich Anstalten gemacht, die Absicht zu erreichen. Der Untergang Friedrichs schien unvermeidlich. Zu seinem Glücke erhielt er einige Nachricht von dem Inhalte des Bündnisses. Er foderte darüber von dem wienischen Hofe Erklärung und als diese nicht beruhigend ausfiel, griff er zu den Waffen, um seinen Feinden zuvorzukommen. Im August 1756 rückte er daher in Sachsen, bemächtigte sich des Landes, schloß das sächsische Kriegsheer bei Pirna ein, ging den, unter Brownes Anführung, den Sachsen zu Hülfe eilenden Oesterreichern nach Böhmen entgegen, schlug sie bei Lowositz zurück, worauf sich dann die sächsische Armee, 17,000 M. stark, nachdem sie in ihrem Lezter vielfaches Elend ausgestanden hatte, da sie weder mit Lebensmitteln noch andern Bedürfnissen von dem verschwendrischen Minister Grühl gehörig versorgt war, ergeben mußte.

Die

Dieser Einfall des Königs in Sachsen wurde fast allgemein gemißbilligt, weil er vielleicht nicht genug gesucht hätte, durch Unterhandlungen den Frieden zu erhalten. Oesterreich und Sachsen wollten ihn, als einen Uebertreter des Landfriedens ansehen. Oherensiens Gemahl, Kaiser Franz, trug daher bei der Reichsversammlung an, gegen Friedrichen nach der Executionsordnung zu verfahren. Der Kurfürst von Maynz unterstützte diese Absicht. Den katholischen Ständen stellte man den König, als einen Religionsfeind vor. So wurde dann der Reichsachts = prozeß gegen ihn, als Markgrafen und Kurfürsten erhoben und schon im Jänner 1757 die Errichtung einer Executionsarmee beschlossen. Selbst der Pappst nahm Theil daran, indem er den kathol. Ständen erlaubte, die Einkünfte der Kirchen und Klöster zur Befreiung der Kosten zu verwenden. Frankreich und Schweden traten, als Gewährleister des westphäl. Friedens auf und erklärten, daß sie verpflichtet wären, die von Preussen bedrohte deutsche Verfassung

zu vertheibigen. Schweden stellte auch sogleich ein Heer in Pommern auf, welches in die Mark drang und sich verschiedener Plätze bemächtigete. Und der König von Frankreich, welcher schon vorher die Absicht gefaßt hatte, des mit Preussen verbündeten Königs von England deutsche Länder anzufallen, um sich dadurch den in Amerika und zur See für ihn nicht glücklich gehenden Krieg, welcher wegen der Grenze in Canada entstanden war, zu erleichtern, ließ gleichfalls 1757 zahlreiche Heerhaufen über den Rhein gehen und durch Westphalen vordringen. — Es hatte sich zwar an der Weser ein Beobachtungsheer von Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Bückeburgern und Gothanern unter der Anführung des engl. Herzogs von Cumberland zusammengezogen, welches aber bei Hastenbeck mit Uebermacht angegriffen wurde und sich bis Stade zurückziehen mußte. Die Franzosen besetzten alle hannov. Länder, gingen jedoch zu Zeyen eine Convention ein, kraft welcher die Observationstruppen sich unthätig verhalten sollten.

Dars

Darauf drangen sie, vereinigt mit der Reichsarmee, nach Sachsen und auf der andern Seite bemächtigte sich ein russisches Heer des Königreichs Preussen. — Friedrich hatte zwar im Anfange des Jahrs 1757 bei Prag über den Prinzen Karl von Lothringen einen Sieg, welcher 25,000 Menschen das Leben kostete, gewonnen und die Hauptstadt Böhmens selbst umzingelt. Er wurde aber bei Kollin von dem General Daun mit großem Verluste zurückgeschlagen, worauf alsdann auch die Oesterreicher mit Uebermacht in die preussischen Staaten fielen, Schweidnitz und Breslau wegnahmen und Berlin selbst brandschatzten. — Der von allen Seiten angefallene und von seinen Bundesgenossen verlassene König schien nun seinem Untergange nahe und der Krieg nach seiner Feinde Wunsch schon zu endigen. In diesen Bedrängnissen raste er jedoch noch ein kleines Heer zusammen, ging damit der französischen und Reichsarmee entgegen und erfocht am 5ten Nov. bei Rossbach mit erstaunenswürdiger Gewandheit einen vollkommenen Sieg,

Sieg, der lange den Franzosen zur Schande und den Deutschen zur Ehre gerechnet wurde. Darauf wandte er sich schnell nach Schlessen, schlug die Oesterreicher bei Leuthen und befreiete dadurch nochmals seine Länder. — Nunmehr wollte auch das an die Niederelbe gedrängte Beobachtungsheer nicht länger an den zedenschen Vertrag gebunden seyn, sondern trat in Dec. 1757 unter dem Namen einer alliirten Armee wieder auf den Schauplatz. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig übernahm die Anführung derselben, trieb mit Hülfe des Erbprinzen von Braunschweig, der sich schnell zu einem einsichtsvollen Feldherrn bildete, in einem Zuge die Franzosen über den Rhein zurück und besiegte sie bei Crefeld. Er mußte zwar wegen der Uebermacht seiner Feinde wieder umkehren und auch nach einem Angriffe auf das verschanzte Lager der Franzosen bei Bergen, bis Bremen zurückweichen, drang aber bald, nachdem er einen Haufen englischer Hülfsvölker an sich gezogen hatte, wieder vor und schlug am 1sten Aug. 1759 den Marschall Contades bei Minden aufs Haupt,

Haupt, an welchem Tage auch der Erbprinz über den Herzog von Brissac bei Gohfeld einen Sieg erfocht.

So abwechselnd wurde dieser Krieg und zum Theil mit großer Erbitterung fortgeführt. Das Reich hatte sich darin verwickeln lassen, aber seine Executionsarmee spielte ihre Rolle ohne Erfolg. Man lernte damals das Fehlerhafte der Reichskriegsverfassung recht kennen. Die mit Preussen und England verbündeten Fürsten gaben ohnehin keine Contingente. Die Reichsarmee bestand aus einem, von den so sehr verschiedenen Völkern und Fürsten Deutschlands zusammen getriebenen Haufen ohne Organisation, ohne Disciplin, Geschütz und Magazine. Einige Stände gaben 100, andre 10 Mann, manche noch weniger. Dort erhob ein Prälat flugs seinen Kammerdiener zum Hauptmann eines aus Landstreichern zusammengerasteten Haufens, wozu eine Reichsstadt den Trommelschläger und ein Kloster den Pfeiffer stellte. Löhnung und Brodt wurde in diesem Heere sehr ungleich ausgetheilt und die an Farbe und Schnitt abste-

henden Uniformen machten ein sonderbares Gemisch. In dem Treffen bei Kospach fanden sich unter 100 Flinten dieser Soldner kaum 20, die Feuer gaben und an großes Geschütz wurde wenig gedacht. Daher geschah es denn, daß die Franzosen alle Unglücksfälle den Reichstruppen zur Last legten, und daß die Preussen sich gar nicht vor ihnen fürchteten, sondern sie oft mit kleinen Husaren = abtheilungen bis an die Donau jagten und in Franken und Schwaben brandschaften. — Dagegen strengte Maria Theresia alles an, ihre Feindseligkeit zu befriedigen. Man sah in diesem Kampfe, was Oesterreich vermag. Seine Heere traten nach großen und vielen Niederlagen immer zahlreicher wieder auf und waren gewöhnlich mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Ununterbrochen strömten aus Italien und Ungarn neue Krieger, deren Namen man vorhin in Deutschland nicht gehört hatte, herbei. Theresia belebte sie mit Ermahnungen und Belohnungen. Nie fehlte es ihr an Gelde; sie gab sogar ihren Verbündeten Subsidien. — Anders verhielt es sich

sich mit den Franzosen. Diese gewandte und kriegerische Nation war durch die schwelgerische Lebensart ihres Hofes, die alle Klassen des Volks vergiftete, jetzt gleichsam gelähmt. Ludwig XV bekümmerte sich wenig um die Angelegenheiten seines Reichs. Er überließ die Zügel der Regierung leichtsinnigen Huhldirnen und Höflingen, die nur auf Befriedigung ihrer Lüste dachten, das Cabinet zu Versailles zum Tummelplatz ihrer Leidenschaften machten und das Vermögen des Staats verprahten. Daher fehlte es seinen Kriegsheeren gewöhnlich an den nöthigsten Bedürfnissen, an Gelde, Lebensmitteln und Krankenhäusern. Daher wurden die Anführer so oft verwechselt und oft unwissende Weichlinge an die Spitze gestellt. Köche, Haarfräuser, Combdianten, Matressen, Riechwasser, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafbröcke und Papageyen schienen jetzt den französischen Kriegern unentbehrliche Dinge. Hatten sie ein Bändchen ins Knopfloch errungen, so war ihnen ihre Tapferkeit bewährt. Aufgeblasen von Dünkel, verachteten sie die Deutschen.

III.

bes

bezeichneten sie ihre Unwesenheit durch Grausamkeiten. Hannover und Hessen wurden von ihnen methodisch ausgeplündert. Ein Drosch aus Frankreich herausströmender Commissairs schlug überall seine Pachtbuden auf. Der Brandschakungen und Lieferungen war kein Ende. Mehr als einmal schrieb der königliche Minister Bellisle an den Marschall Contades: „Dem Könige fehlt Geld, die Armee muß auf Deutschlands Kosten leben. Sie müssen Westphalen zur Wüste machen; Alles, bis auf die Wurzeln in der Erde, muß ausgerotter werden!“ Und es geschah auch, wo man ihnen Zeit ließ. — Jedoch waren die Russen Friedrichs härtesten Feinde. Die durch ihren, von Sachsen und Oesterreich gewonnenen Kanzler Versuch und durch den franzöf. Ritter, nachmalige Demoisell d'Con, aufgereichte Elisabeth ließ durch ein 100,000 M. starkes Heer, welches größtentheils aus Kosaken, Kalmucken, Tataren und andern asiatischen, heidnischen Horden, die man gegen kultivirte Nationen nicht hätte gebrauchen sollen, bestand, Preussen mit Feuer und Schwert, auf

auf eine Art, die in Europa unerhört war,
verwüsten. Man hing die, ihrem Könige
treubleibenden Einwohner an Bäumen auf
und schnitt ihnen Nasen und Ohren ab. Vie-
len wurden die Beine abgehauen, der Bauch
aufgeschlitt und das Herz aus der Brust ge-
rissen. Kinder wurden vor den Augen ih-
rer Aeltern ermordet. Die Gräber wurden
aufgewühlt und die Gebeine der Todten
umhergestreuet. Viele Edelleute und Pres-
diger wurden mit der Knute zerfleischt und
auf glühenden Kohlen gebraten. Verzweif-
lungsvoll nahmen sich viele Weiber und
Mädchen das Leben, um den Mißhandlung-
en zu entgehen. Wo ein russisches Heer
durchzog, bezeichnete Blut und Feuer den
Weg. Kam es zur Schlacht, so würgten
sie ohne Gefühl, oder standen mit Stumpfs-
inn und ließen sich würgen. Man mußte
sie tödten, um zu siegen. Jedoch wurden
sie zuweilen von den Oesterreichern in der,
durch Religionshaß angefeuerten Erbitterung
gegen die Preussen übertroffen. Denn als
ein aus beiden Völkern zusammengesetzter
Haufen nach Berlin drang, wurde diese

un

unschuldige Stadt nur durch die menschenfreundlichen Bemühungen des russ. Befehls habers Lottleben von der Zerstörung gerettet. — Minder fürchtbar waren die Schweden. Dieses tapfre Volk, das so viele Triumphe erfochten und oft seinen Feinden Gesetze vorgeschrieben hatte, verlor jetzt seinen alten Kriegsruhm. Das gegen Preussen aufgestellte Heer, welches gewöhnlich 20,000 Mann enthielt, bestand zwar aus braven Leuten; aber es fehlte ihm beständig an allen Nothwendigkeiten. Es hatte keine Bäckerei, keine Magazine, keine Heerbrücken, und die Anführer durften keinen Schritt vorwärts noch rückwärts thun, der ihnen nicht vom Reichsrathe zu Stockholm vorgeschrieben war.

Bestürmt von so vielen und so mächtigen Feinden, stand Friedrich, wie ein Fels. So wie er von Jugend auf, selbstständig, durch ungewöhnliche Thaten sich auszeichnen wollte, so wuchs auch jetzt nach jeder erlittenen Niederlage sein Ehrgeiz. Daher äußerte er nie Furcht vor der Menge seiner Feinde, suchte nie, ihr Bündniß zu trennen.

frennen und bemühet sich nie, sich neue Freunde zu erwerben. Er schien sich nur noch mehr Gegner zu wünschen, um desto glänzender zu siegen, oder unterzuliegen. Dieser Kampf mußte ihm Gelegenheit geben, die Fähigkeiten seines Geistes zu entwickeln. In diesem unablässigen Getümmel besorgte er immer noch selbst alle Angelegenheiten seines Staats. Er mochte einen Sieg erfochten, oder die blutigste Niederlage, welche seinen Untergang unvermeidlich zu machen schien, erlitten haben, so setzte er doch, den Degen in der Hand, seinen witzigen und scherzhaften Briefwechsel mit französischen Gelehrten fort, entwarf sinnreiche Gedichte, oder tonkünstelte auf der Flöte. Nie fehlte es ihm an Gelde. Seine Heere waren immer mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehen. Bekannt mit den Christen Xenophons und Cäsars, wußte er die ältere und neuere Kriegskunst zu benutzen, um den Sieg zu erzwingen. Mit gleichem Geiste belebte er alle seine Unterthanen und besonders seine Krieger. Nie opferte sich ein Volk mit mehr

Er,

Ergebung für seinen Fürsten auf. Die
 Bräudenburger weigerten sich nie, ihr Blut
 für ihn zu vergießen. Unbeschreiblich war
 der Eifer und die Tapferkeit seiner Armeen
 und ihrer Anführer. Sie ließen sich schaars
 renweise in das Todesfeuer treiben, auch
 wenn Friedrich nicht die Menge der Feinde
 und den ungünstigen Boden in Anschlag ge
 bracht hatte. Menschen, welche vorher kein
 Pulver gerochen hatten, wurden Helden,
 wenn sie unter sein Panier traten; der
 Name: Preussen, erweckte ihnen Muth,
 den Gegnern Furcht und wenn es hieß:
 Friedrich kömmt; so zogen sich seine
 Feinde behutsam zurück. — Freilich mußten
 oft hartscheinende Mittel angewandt werden.
 Die Preussen raften überall Menschen zus
 sammen, um die Erschlagenen zu ersetzen.
 Wer die Waffen tragen konnte, war keinen
 Augenblick sicher, auf das Schlachtfeld ge
 führt zu werden ohne Rücksicht auf Alter
 und Stand. Unschuldige Reisende, Mens
 chen, die mit diesem Streite gar nichts zu
 schaffen hatten, wurden von den, in Deutsch
 land zerstreueten Werbem, angelockt, aufge
 ho

den ohne Schonung beigetrieben und Sachsens Jugend mußte in Friedrichs Heeren gegen ihren Landesherrn sechten. Noch härter wurde im Mecklenburgischen verfahren, dessen Herzog sich an die Spitze der Achterklärer zu Regensburg gestellt hatte. Das ganze Land wurde verheert, die junge Mannschaft zum Soldatendienste ausgehoben. Was nicht, als Beute, fortgeschafft werden konnte, zerstörte man; die Betten des Armen wurden aufgerissen und die Federn in den Wind gestreut. Die unglückliche Wittwe
 Alle Anstrengungen, ohngeachtet hätte doch vielleicht Friedrich endlich unterliegen müssen, wenn nicht der Tod der Kaiserin Elisabeth ihn von seiner härtesten Feindin, 1762 befreiet hätte. Ihr Nachfolger, Peter III. verabscheute den Krieg mit Preussen. Er war hingegen ein warmer Bewunderer Friedrichs. Er rief sogleich seine Völker zurück, schloß Frieden und sogar ein Bündniß mit Preussen. Und obgleich eine Verschwörung ihn bald des Throns und des Lebens, zum Vortheil seiner Gemahlin, beraubte; so hielt doch Catharina II den

den Frieden, wodurch auch Schweden veranlaßt wurde, vom Schauplatze abzutreten. — Hierdurch im Rücken gesichert, wurde Friedrich mit neuen Hoffnungen belebt. Die Anführer der alliirten Armeen unterstützten ihn kräftigst. Ferdinand hatte während dieses Kampfs oft seine zahlreichern Feinde besiegt und vom Vordringen abgehalten. Merkwürdig zeichnete sich dieser Feldherr durch die Geschicklichkeit aus, womit er sein, aus so verschiedenen Völkerschaften zusammengesetztes Heer lenkte, die Wildheit und Rohheit des Eisens mäßigte, die Trägheit des Andern belebte, die Unwissenheit und den Starrsinn der Befehlshaber selbst benutzte; und die Menschlichkeit, womit er die Gräueltaten der Verwüstung zu hemmen, die Leiden der Bedrängten zu lindern suchte, errichtete ihm rühmlichere Denkmäler, als seine Siege bei Minden, Warburg, Billingshausen und Wilhelmsthal. — Friedrichs Wünsche, diesen Krieg ohne Nachtheil, sondern mit neuen Eroberungen zu endigen, wurden jedoch durch den Frieden, welchen sein Vünd-

genosse, England, ohne sein Mitwissen mit Frankreich 1762 plözlich schloß, getäuscht. Frankreich hatte seine Seemacht und Colonien verlohren und wurde endlich an Menschen und Gelde erschöpft. Die Nation, unwillig über das Bündniß mit Oesterreich, begehrte daher laut den Frieden. In England hatten sich auch nach dem Tode Georgs II, Friedrichs redlichen Freundes, die Bestimmungen geändert. Der Minister Pitt, welcher den Krieg geleitet hatte, mußte dem Grafen Bute weichen, der den Frieden suchte, um bequemer herrschen zu können. Dieser gab alle Eroberungen, die mit Strömen Bluts und durch 140 Millionen Pfund Sterl. der Nation erkauft waren, Canada ausgenommen, zurück und überließ Friedrich seinen Schicksale. — Glücklicherweise wurde aber auch Oberens Haß jetzt schwächer. Friedrich, wies der im Besitz Preussens und seiner westphälischen Provinzen, schien ihr kräftiger, als je. Schon ließ er auch starke Haufen in Franken und Schwaben dringen, welche solches Schrecken verbreiteten, daß die meisten Reichs,

Reichsstände eiligst die Neutralität ergriffen, und er selbst bereitete sich, in das Herz Oesterreichs einzubrechen. Der funfzehnte Hornungs 1763 machte diesen Entwürfe und der ganzen Fehde ein Ende. An diesem Tage wurde zwischen Preussen und Oesterreich der Friede zu Hubertsburg unterzeichnet. Der Held, dessen Untergang unermesslich schien, der oft selbst an seiner Errettung zweifelte, endigte den Kampf, ohne ein Dorf zu verlohren. —

Das deutsche Reich wurde in diesen Frieden eingeschlossen, ohne an den Unterhandlungen Theil zu nehmen. Es hatte in dieser Fehde abermals unbeschreiblich gelitten. Ganze Kreise waren verheert, Handel und Gewerbe stockten und viele Tausende waren an den Bettelstab gebracht. Pommern, Mecklenburg und Brandenburg waren Eiden geworden, Menschen und Vieh ausgerieben, Städte und Dörfer eingäschert. In manchen Gegenden trieben Weiber den Pflug, weil es an Männern fehlte. Ein Reisender traf in einem hessischen Dorfe nur einen Mann noch an, den Prediger,

der sich Bohnen kochte. — Aber Deutsch-
land hat ein geduldiges, arbeitames Volk
und einen fruchtbaren Boden. Das Blut
der Erschlagenen düngte die Erde und die
abgedankten Soldaten mußten nun den
Pflug wieder ergreifen. Arbeitsamkeit und
Kunstfleiß schienen sich zu verdoppeln, um
die traurigen Spuren dieser sieben Gräuels-
jahre zu vertilgen. Die Deutschen wa-
ren durch die, auf ihrem Boden sechtem,
den Fremdlinge zwar mit vielen neuen Las-
tern, Ausschweifungen, Heppigkeiten und
Nüchlosigkeiten, aber auch mit manchen
nützlichen Kenntnissen bekannt geworden,
die sie nun in ihren Gewerben anwandten.
Der Getraide-, Flachs und Hanfbau wurde
von neuem belebt. Es entstanden Obst-
und Küchengärten, wo sonst Wildnisse wa-
ren. Man suchte den Wiesewuchs zu ver-
bessern. Es wurden neue Futterkräuter ge-
bauet, die Viehzucht vermehrt und besser be-
nutzt. In vielen Gegenden entstanden Fab-
riken und überall war man bedacht, neue
Erwerbsquellen zu öffnen. — Zugleich ver-
mehrte sich aber auch eine ausschweifende
Pras:

Prassucht. Der Genuß der warmen ausländischen Getränke von Kaffee, Thee, Punsch und das Tobackßrauchen nahm in allen Ständen überhand. Die Kleiderpracht und die häufige Abwechslung derselben vermehrte sich. Die Gastereien und das Lotto; und Kartenspiel führten viele Haushaltungen in Müßiggang und Verderben. Die Padebiter, wohin man ging, um die geschwächte Gesundheit herzustellen, wurden Tummelplätze der Verschwendung und sittenverderbender Ausschweifung. Mancher Prinz hielt sich, zum Beispiele, mit schweren Kosten, neben seiner rechtmäßigen Frau, einige Schooßgeliebte und verwandte nicht selten mehrere tausend Thaler auf einen lustigen Abend.

Joseph II.

von 1765 bis 1790.

Der einzige Trost, welchen Maria Theresia durch den hubertsburger Frieden erlangte, war, daß ihr Sohn, der Erzherzog Joseph 1764 zum römischen Könige erwählt

wählt wurde, welches Preussen bisher ver-
 hindert hatte. Dem zur Folge bestieg er so-
 gleich den Kaiserthron, als sein Vater 1765
 starb. Deutschland verkehrte an Franzen
 einen guten Kaiser, der in dem Kreise, den
 ihm die Reichsverfassung, die Gewalt der
 Stände und seine Gemahlin ließ, gern Gu-
 tes wirken wollte. Er liebte die Stern-
 kunde, Chemie und Handelschaft. Dieser
 Neigung verdankt Oesterreich nicht nur ei-
 nige Manufakturen, sondern sie trieb ihn
 auch an, die Verwirrung im deutschen
 Münzwesen zu vermindern. Aber ob
 er gleich nach unsäglichen Bemühungen
 einige Fürsten bewog, einen gemeinschaft-
 lichen Münzfuß, nach welchem die Mark
 Silbers zu 20 Gulden ausgeprägt werden
 sollte, anzunehmen; so trat doch der größte
 Theil dieser heilsamen Einrichtung nicht bei.
 Die Ungleichheit der Münzen und des Ge-
 wichts dauerte in Deutschland ferner fort.
 Josephs Fähigkeiten und Denkungsart
 erweckten gleich fröhliche Hoffnungen. Er
 war entschlossen und thätig für das Gute.
 Er hörte nicht sobald die Klagen über die
 Miß-

Misbräuche bei der Reichsjustiz, als
 er schon Mittel ergriff, sie abzustellen. Er
 empfahl Unpartheiligkeit und Vermeidung
 unnützer Weiläufigkeiten. Auf seinen Ver-
 trieb kam 1766 eine Untersuchung des Kam-
 mergerichts zu Stade, wobei es sich, nebst
 andern Gebrechen, entdeckte, daß ein franks-
 further Jude mit der Sollicitatur zu Weh-
 lar einen Handel trieb. Dennoch konnten
 darin keine wesentliche Verbesserungen ge-
 macht werden. — Inzwischen entwickelten
 sich auf andre Weise manche günstige Vor-
 fälle zum Vortheile des Deutschen. Beson-
 dern Fleiß wandte man auf die Veräblung
 der Muttersprache und man will be-
 haupten, daß sie damals ihr blühendes Zeits-
 alter erreichte. Die deutschen Gelehrten ver-
 ließen immer mehr den Gebrauch, in fremden
 Sprachen zu schreiben. Wolf und Gott-
 sch ed sahen ein, daß die Aufklärung der
 Nation von der Kultur der Sprache aus-
 gehen müsse und beiferten sich, sie von aus-
 ländischen Wörtern zu reinigen. Breiti-
 nger und Mosheim zeigten, daß man
 sich in ihr rührend und erhaben ausdrücken

könne. Hagedorn und Haller lieferten Gedichte, die an Wohlklang, Witz und Fülle der Gedanken, mit den besten Gedichten der Alten und Neuern verglichen werden konnten. Gellert schrieb so leicht und anmuthig, daß er der Lieblingschriftsteller der Nation wurde und durch seine poetischen Erzählungen, Schauspiele und moralischen Vorträge sowohl den Geschmack der Deutschen berichtigte, als auch Achtung für die deutsche Literatur bei Ausländern und bei denen, die sie verkannten, selbst bei Friedrich II, welcher für die französische Literatur partheiisch eingenommen war, erweckte. Zu gleicher Zeit schwang Kabeuer die Geißel der Satyre und peitschte manches Vorurtheil und manche Thorheit, ohne den Menschen zu verwunden, aus den Rippen seiner Landsleute. So wie Kleist und Gleim Heldenmuth und Vaterlandsliebe entflamnten, so rührte Gesner die Herzen zum Gefühl des Werths der Unschuld und des einfachen Lebens. Slopstock erregte durch seine Messias heiligen Schauer und bewies

übers

überhaupt, daß unsre Sprache auch zum Ausdruck des Erhabenen geeigneter sei. Wieland verbreitete über jeden Gegenstand, den er bearbeitete, griechische Anmuth und befestigte die Reinheit, Richtigkeit und Würde der Sprache. Gieseke, Cramer, Ebert, Gärtner bemüheten sich, Wahrheiten, Kenntnisse und Geschmac durch einen populären Vortrag in Zeitschriften in Umlauf zu bringen, wodurch sie sich dauernde Verdienste erworben. — Diese Vervollkommnerung der Sprache und diese Verbreitung einer richtigern Erkenntniß des Schönen und Wahren hatten zunächst vortheilhaften Einfluß auf das Schauspiel. Gellert, Schlegel und Weisse machten den eigentlichen Veruf der theatralischen Kunst bemerklich. Es wurden an mehrern Orten Bühnen errichtet und der deutsche Schauspieler erhielt Ehre. Der Hanswurst und andre Possenreißer bekamen den Abschied. Die französischen Schauspiele, welche den Geist der Kleinigkeit, weichliche und verderbte Sitten einflößten, blieben, nebst den abentheuerlichen Tragen italiänischer

scher

scher Verschnittenen, nur noch die Belustigung derer, die mit dem Geschmack an deutscher Kunst und Art nicht fortrückten. Endlich hob Lessings durchdringender Geist die Bühne zu ihrer wahren Würde empor, indem er allgemein richtige Grundsätze der Dramaturgie aufstellte und auch vorzügliche Muster in diesem Fache lieferte.

Die Aufklärung, welche unter den Protestanten im nördlichen Deutschlande so weithätig wirkte, warf nun auch einige Strahlen auf den südlichen Theil. Es erhoben sich jetzt unter den Katholiken Männer, welche die bedauernswürdige Lage, worin ihre Glaubensgenossen durch das Papstthum und Mönchswesen gefesselt waren, beherzigten. Schon 1763 trat der Weihbischof von Trier, Hontheim, unter dem Namen: Justinus Febronius, mit einem Buche hervor, worin er freimüthig die Gränzen der päpstlichen Macht untersuchte und bestimmte. Obgleich der römische Hof alles anwandte, es zu unterdrücken, und obgleich Hontheim gezwungen wurde, einen Widerruf zu unterschreiben; so schlug es doch der päpstl. Gewalt

walt eine unheilbare Wunde und erschütterte sie in ihrer Grundfeste. Denn die deutschen Bischöfe, durch dasselbe über ihre Gerechtfame unterrichtet, saßen nun Muth, sich den römischen Eingriffen in ihr Amt zu widersetzen. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln vereinigten sich 1769, den Einfluß des röm. Stuhls in ihre Kirchensprengel zu hemmen, den Eid, welchen die deutschen Bischöfe dem Papste leisten mußten und der noch immer einem Vasalleneid gleich, einzuschränken, und dahin zu sehen, daß die Mönche das Volk nicht durch Erzdichtungen, Wallfahrten, Winkelaudachten, Bilder, und Reliquiendienst von der wahren Gottesverehrung abhielten. Diese Beschlüsse wurden 1786 auf dem Congresse zu Ems noch ernstlicher gefaßt, und ob es gleich der römischen Politik noch einmal gelang, die völlige Ausführung derselben zu hindern und obgleich einige Bischöfe, besonders der zu Speier, sich diesen patriotischen Absichten der Erzbischöfe widersetzen; so verlor doch seitdem das päpstl. Ansehen in der öffentlichen Meinung.

Eine

Eine andre Stütze des Katholizismus stürzte durch die Aufhebung des Jesuitenordens zusammen. Dieser Orden, durch seinen bei der Belagerung von Pampelona 1521 verunglückten span. Edelmann, Inigo Lojola, einen geistlich frommen Don Quichotte, behuf des theologischen Ritter- und Fehdewesens ausgedacht, zu Paris empfangen und zu Rom ausgebräutet, hatte sich über den Erdkreis ausgebreitet und sich seiner Kirche unentbehrlich gemacht. Er brachte in der Folge Gelehrte und Staatsmänner hervor und bemächtigte sich überall des Erziehungswesens, wodurch er Gelegenheit bekam, die besten Köpfe auszuwählen und seinem Systeme angemessene Grundsätze zu verbreiten. Sein Bestreben ging dahin, durch die Herrschaft über den Geist der Menschen, die Welt zu regieren. Die Jesuiten schlichen sich, als Gelehrte, Künstler, Reichthümer und heimliche Rathgeber überall ein. Lange führten sie den Szepter zu Wien, Paris, Madrid, Lissabon und Rom. Sie wußten ihre Gegner aus dem Wege zu räumen; wo sie Männer

gez

gegen sich fanden, da nahmen sie die Wei-
 ber gefangen. Mancher Minister wurde
 das Opfer ihrer Herrschucht, und den Ver-
 dacht, daß sie auch des Lebens der Könige
 nicht schonten, konnten sie nie gründlich
 widerlegen. Der erste, welcher ihre Schliche
 aufdeckte, war der portugiesische Minister
 Deyras, als er bei einem Ländertausche in
 Amerika wahrnahm, daß der Orden sich
 da ein weitläuftiges Reich gebildet hatte.
 B o l t a i r e erwarb sich gleichfalls das
 Verdienst, die Schädlichkeit des Mönch-
 thums, besonders der Jesuiten zu enthül-
 len. Endlich verbanden sich die bourboni-
 schen Höfe, eine Reformation, oder die
 Aufhebung dieses gefährlichen Ordens zu
 bewirken, und als derselbe sich hinterlistig
 widersetzte, brangen sie so nachdrücklich in
 den röm. Hof, daß K l e m e n s XIV die
 Aufhebungsbulle 1773 unterschreiben muß-
 te. Man entdeckte man erst, welche tiefe
 Wurzeln der Orden überall geschlagen hatte.
 Er hatte öffentliche und heimliche Freunde
 und die Aufhebung traf selbst in Deutsch-
 land, sogar bei Protestanten, Widerstand
 an.

an. Die Schlange zappelte, nachdem ihr Kopf schon zertreten war, noch immer fort und sprühete Gift um sich her. Die Jesuiten fanden sogar in Rußland Schutz und erhielten bei gewissen Vorfällen nicht geringe Hoffnung, wieder hergestellt zu werden.

Diese Kultur des katholischen Deutschlands bekam einen noch glücklichen Schwung, als Kaiser Joseph II. 1780 die Zügel der Regierung allein erhielt. Von dem wärmsten Eifer beseelt, seinen Ländern den höchsten Grad von Wohlstand zu verschaffen, überzeugte er sich, daß aufgeklärte Unterthanen die Gesetze zuverlässiger befolgen und hob daher den Zwang auf, welcher bisher die Erweiterung und Berichtigung der Einsichten verhinderte, beförderte die Pressefreiheit und nahm auch seine Handlungen von der öffentlichen Kritik nicht aus. Sein erstes Bemühen war, das Schulwesen und die Justizverwaltung zu verbessern, für die Gesundheit und Sicherheit zu sorgen. Durch eine Reihe, von ihm selbst entworfener Verordnungen zeigte er den Geist der Toleranz;

r a n z,

ranz, welcher seit Maximilian II in Oesterreich unbekannt war. Allen christl. Religionen wurde, unter wenigen Einschränkungen, freie Uebung verstattet und die Juden wurden auf eine Art begünstigt, als noch in keinem christl. Staate geschehen war. Ueber das gewöhnliche Loos eines Reformators erhoben, that er zugleich ernstbaste Schritte zur allgemeinen Verbesserung des katholischen Kirchenwesens. Er erlaubte das Lesen der Bibel, setzte die Bischöfe seiner Staaten aus aller Abhängigkeit vom röm. Stuhle, hob einige geistl. Orden und Bruderschaften auf, zog deren Klöster, Treibhäuser des Müßiggangs und des Aberglaubens, ein, verschloß eine Anzahl überflüssiger Kirchen, ließ aus den übrigen den unanständigen Prunk nehmen, Winkelandachten, Wallfahrten, Herrgottstragen einstellen und suchte überhaupt dem Aberglauben, der Amdächtelei und damit der falschen Religionsübung zu begegnen. — Dieß Verfahren des Kaisers, von Wirkung und Eindruck, setzte den Papst und die Klerisei in nicht

geringe Verlegenheit. Der päpstl. Nuntius zu Wien, Sarampi, machte nicht nur gegen Josephs Verfügungen Einwendung, sondern gab auch zu verstehen, daß in diesem Falle die Unterthanen sich dem Gehorsame des Landesfürsten wohl entziehen dürften. Als ihm hierauf der Staatskanzler, Fürst von Kaunitz, standhaft antwortete und Joseph in seinem Vorhaben fortfuhr, selbst einige päpstl. Bullen verbot und aus den Gesetzbüchern reissen ließ, entschloß sich Pius VI 1782 zu einer Reise nach Wien, um entweder den Kaiser zu einer Sinnesänderung zu bewegen, oder doch bei dem Volke einen für sich günstigen Eindruck zu veranlassen. Der Aublich des Oberhauptes der Kirche machte auch auf den großen Haufen nicht geringe Wirkung, aber Joseph hatte so gute Maaßregeln veranstaltet, daß keine Bewegung zu Gunsten des heiligen Vaters erfolgte, und obgleich Joseph dem Papste mit aller Höflichkeit, die seine eigene Würde zuließ, begegnete; so hob er doch keine geschehene Verfügung wieder auf und hielt keinen Schritt zurück,
den

den er noch zu thun, beschlossen hatte. Er verbot vielmehr nun, bei der Anwesenheit des Papstes selbst, den Eid, welchen sonst die öffentlichen Lehrer zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der Maria ablegen mußten. Er ließ die Stellen in den Gebetbüchern, worin die Gewalt des Papstes, Fürsten abzusetzen, behauptet wird, wegschneiden, und um seinen Anstalten feste Dauer zu verschaffen, errichtete er allgemeine Pflanzschulen zur Bildung angehenden der Volkslehrer.

Jene Unternehmungen Josephs, der auch daneben an seinem Hofe das steife spanische Ceremoniel abschaffte, selbst einfach und ungekünstelt lebte, jedem Zutritt verstattete und sich in alle Zirkel des Volks mischte, verdienstvolle Leute ohne Rücksicht auf Geburt und Rang hervorzog, mithin sich der Würde eines deutschen Kaisers werth machte, hatten auf ganz Deutschland Einfluß. Ueberall erwachte nun Press- und Lesefreiheit und leitete zu gründlicheren Einsichten. Unerbrochen deckte die Publis- cität Mängel und Gebrechen auf und stellte

sie zur Verbesserung dar. Viele katholische Fürsten beiferten sich gleichfalls, die Möncherei einzuschränken und dagegen das Schulwesen zu verbessern. Der Kurfürst von Köln, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Passau und besonders der ehrenwerthe Bischof von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, zeichneten sich in der Verbreitung des Aberglaubens und in der Beförderung geläuterter Religion und Sittlichkeit aus. — Ueberhaupt erreichten jetzt in Deutschland die Wissenschaften das durch einen höhern Grad von Werth und Vollkommenheit, daß man sich bemühet, ihnen Einfluß auf das gemeine Leben zu verschaffen und sie auf die Staatsverwaltung selbst anzuwenden. Die gelehrten Gesellschaften und die Lesesellschaften, welche man errichtete, sollten doch vornehmlich diesen Zweck haben. Die Kenntniß der Natur breitete sich auch wirklich weiter aus und damit die bessere Benutzung der Erzeugnisse der Erde. Man erfand Mittel zur Rettung der Ertrunkenen, Erfrornen, der Ersickten und Erhängten. Man er-

richtete Blizableiter und stellte die Begräbnisse in den Kirchen ab. Die Tortur wurde abgeschafft und die Todesstrafe aufgehoben, oder doch auf den einzigen Fall eingeschränkt, wenn ein Missethäter durch gar kein anderes Mittel der menschlichen Gesellschaft unschädlich gemacht werden könnte. Es wurden Institute für Taubstumme errichtet; an vielen Orten sorgte man für eine zweckmäßige Unterstützung der wirklich Armen und Schwachen. Man gab den Waisenhäusern und Krankenhäusern menschenfreundlichere Einrichtungen; man veranstaltete Unterstützungskassen für Witwen und Waisen und führte Brandenschädigungsanstalten ein.

Diese günstigen Ereignisse für die Kultur und Wohlfahrt der Deutschen wurden endlich durch die Verbesserung, welche jetzt im Erziehungswesen vorging, gekrönt. Der Unterricht war bisher in den Händen der Theologen, welche selten auf die Bestimmung ihrer Lehrlinge Rücksicht nahmen, sondern sie nur zum Nachbeten gewisser hergebrachter Lehrsätze anhielten.

Man machte keinen Unterschied in der Unterweisung. Alle mußten sich dem langsam und verwirrten Schulgange unterwerfen. Selbst die jungen Mädchen wurden mit gelehrten Brocken gequält. An die Bildung ihres Verstandes und Herzens, an die Gewöhnung zu nützlicher Geschäftigkeit und an die Bekämpfung des Eigensinns und der Eitelkeit wurde wenig gedacht. Ich kannte eine Frau, die als junges Fräulein, von ihrem Informator zum Erlernen der hebräischen und griechischen Conjugationen angehalten wurde. Uebersaus beklagenswürdig war die Unterweisung in den niedern Schulen. Abgelebten Soldaten und verlaufenen Handwerksburschen gab man den Unterricht der Landjugend in die Hände. Selten wurde da ein Fünkchen vom Gefühl der Menschenwürde und der Sittlichkeit in den Kindern geweckt. — Auf diese Mängel machte vornehmlich Ebers zuerst aufmerksam. Darauf zog Basjedov auf vlesfache Art gegen die Mißbräuche in der Pädagogik zu Felde und pries manchen Vorschlag zur Verbesserung

thä

thätig und bringend an, wobei sich einige wohlwollende Männer mit ihm vereinigten. Unter diesen erwarb sich besonders Campe ausgezeichnete Verdienste, sowol durch die Bemühungen, womit er viele Gegenstände des Erziehungswesens und des Unterrichts zur Untersuchung brachte, als auch durch seine für die Jugend, in einer reinen und verständlichen Sprache, sinnreich abgefaßten Lehr- und Lesebücher, in welchen durchgehends auf die Bedeung des Nachdenkens und des sittlichen Sinns Rücksicht genommen wurde. So wie die Vortreflichkeit dieser Schriften schon dadurch bewährt wird, daß sie von allen kultivirten Nationen des Erdballs mit Beifall aufgenommen sind und gern gelesen werden, so ist auch dadurch abermals ein Denkmahl deutschen Fleißes und Nützlichkeits für die Zukunft gestiftet. Salzmann, Resewitz, Kocher, Funke u. m. betraten gleichfalls diesen Weg sehr glücklich. Das Beispiel und die Ermahnungen dieser Männer sind nicht ohne Erfolg geblieben. Sie haben nicht nur Nachahmer geweckt, sondern auch einige Fürsten auf

die Verbesserung des Schulwesens aufmerksam gemacht. Man fing nun an, eine Auswahl in den Gegenständen des Unterrichts nach den verschiedenen Bedürfnissen, und eine zweckmäßigere Lehrart zu versuchen.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Unternehmungen bei denen, die an den alten Gewohnheiten klebten, Widerspruch und bei denen, die nach einseitigen Absichten urtheilten, Neid und Tadel fanden, da es sogar noch Leute gab, welche behaupteten, daß das Volk in der Unwissenheit hingehalten werden müsse. Manche wollten ihres Nutzens und ihrer Bequemlichkeit wegen, die Menschen irreführen, gegen Verbesserungen Verdacht erregen und die gute Sache nebst ihren Vertheidigern verhaßt machen. Dies gelang ihnen nur zu sehr; die Dummheit und Bosheit wollten ihren Thron nicht verlassen. Ein Theil der Nation, besonders in den vornehmern Ständen, blieb auch noch abergläubisch. Daher wurden manche Freunde der Wahrheit gedrückt, und selbst Josephs Reformen

mation verlästert. Daher konnte ein Vater
 G a s n e r noch 1774 so viele Deutsche bez
 reden, daß sie vom Teufel besessen wären,
 daß sie bei Tausenden nach Eiwangen ström
 ten, um sich von ihm heilen zu lassen. Das
 her fand Rosenfelds Vorgeben von
 göttlichen Offenbarungen noch in Berlin
 einigen Beifall. Daher konnten M e s m e r
 und R a g l i o s t r o noch mit Wunderkuren
 auftreten. Daher konnten Mönche und
 andre Pfaffen den Wunderglauben noch
 behaupten und das Volk vom vernunftmä
 ßigen Gottesdienste abhalten. Daher wis
 dersetzte man sich der Einführung verbess
 ter Gesangbücher und der Abschaffung der
 unnütz und schädlich gewordenen Kirchens
 agenden, und die Parhammer, Böge und
 Mörze machten noch so vielen Unfug in
 der deutschen Christenheit. Daher wurden
 freimüthige und wahrheitsforschende Lehrer
 und Schriftsteller verfezert und verfolgt. —
 Freilich mochten einige von diesen zu rasch
 und zu heftig zu Werke gehen. Selbst L o s
 f e v h verließ bei seiner wohlgemeinten Res
 formation nicht selten den Weg der Mäßi
 gung.

gung. Er wollte, alles auf einmal umstalten, nichts der Zeit überlassen und selten Vorstellungen von denen annehmen, die bei seinen Verfügungen litten. Es sollte Alles, was er, nach seiner Meinung, für richtig hielt, durchgesetzt werden. Er gründete zwar sein Verfahren auf die ihm obliegende Pflicht, das höchst mögliche Wohl seines Staats zu befördern; aber dieser Grundsatz artete bei ihm nicht unendlich in die Begierde aus, seine Herrschermacht zu erweitern und erzeugte bei ihm Begriffe von sogenannten Souverainitätsrechten, als noch nie in Umlauf gekommen waren. Diesem nach glaubte er, daß die besondern Rechte und Freiheiten seiner so verschiedenen Länder einer einzigen Verfassung untergeordnet, alle seine Unterthanen vom Throne gleich abhängig seyn müßten, daß seine Monarchie von allen Einschränkungen befreiet und noch vergrößert werden müßte.

Diese Denkungsart verwickelte den Kaiser in mannichfache Verdrüsslichkeiten und störte auch oft die Ruhe Deutschlands, besonders schon 1777, als der Kurfürst Maximil. Joseph

seph von Baiern ohne Kinder starb. Denn obgleich der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz ein bekanntes Erbrecht auf Baiern hatte und auch Besiz nahm; so ließ doch der wiener Hof sogleich das Land mit seinen Soldaten überziehen und erklärte es, zum Erstaunen und Schrecken Deutschlands, für sein Eigenthum. Sogar wurde Karl Theodor bewogen, Oesterreichs Ansprüche anzuerkennen. Dagegen erhob aber nun dessen künftiger Nachfolger, der Herzog von Zweibrücken, lauten Widerspruch, und bat Preussen um Beistand. Friedrich II erkannte auch die Gefahr, womit das Reich bedrohet wurde, wenn Oesterreich durch die Verschlingung eines Kurfürstenthums in Herzen Deutschlands seine Macht ausdehnte und das Gleichgewicht aufhob. Er that darüber lebhaftest Vorstellungen und als solche zu Wien fruchtlos blieben, griff er zu den Waffen. Im Brachmonat 1778 drang er in Böhmen, fand aber die österr. Kriegsmacht, unter Josephs Anführung, daselbst in so vorchtig gewählten festen Stellungen, daß er nichts Entscheidendes aus-

rich;

richten konnte, sondern sich im Herbste wieder zurückziehen mußte. Zum Glück der Menschheit wurde jedoch *Theresia* durch die Erklärung der russischen Kaiserin, daß sie den König zur Aufrechthaltung der deutschen Verfassung unterstützen wolle, und durch die Furcht, daß der feurige Geist ihres Sohns zu einer gewagten Unternehmung gegen den kriegsgeübten Friedrich hingerissen werden mögte, bewogen, endlich den Weg der Güte zu betreten. Diesem zur Folge wurde auch schon im April 1779 der Friede zu *Eschen* geschlossen, kraft dessen Oesterreich Baiern bis auf das Rentamt *Burghausen* wieder herausgab und auch Sachsen und Mecklenburg wegen ihrer Ansprüche entschädigt wurden. — Dennoch fuhr *Joseph* fort, vielfache Entwürfe zur Vergrößerung seiner Herrschaft zu machen und auch zum *Coel* auszuführen, besonders als er nach dem Tode seiner Mutter 1780 die völlige Regierung der österr. Monarchie erhielt. Er entriß den Bischöfen von *Passau*, *Regensburg*, *Salzburg*, *Augsburg* und *Constanz* ihre Gerechtigkeiten, vermöge der sie in einigen österr.

Eßer. Landschaften eine gewisse geistliche Be-
 richtsbarkeit ausüben durften, und zog ihre,
 daraus fließende Einkünfte gewaltsamer Weise
 an sich. Zugleich suchte er seine kaiserl.
 Vorrechte im Reiche zu erweitern. Da-
 nach einem ehmaligen, aber längst sehr
 eingeschränkten Gebrauche, ein Kaiser einen
 seiner Diener einem Kloster oder Stifte zur
 lebenslänglichen Verpflegung empfehlen durf-
 te; so sandte jetzt Joseph solche Empfehlungs-
 schreiben, welche man *P a n i s b r i e f e*
 (Brodtriefte) nannte, durch ganz Deutsch-
 land, selbst in protestantische Stifte, um
 seine abgelebten Diener auf fremde Kosten
 zu versorgen. Sein erzherzoglicher Gesandte
 mußte auf dem Reichstage den Versuch ma-
 chen, sich von den fürstlichen Gesandten zu
 trennen und sich den kurfürstlichen gleichzu-
 stellen, sogar das Directorium an sich zu
 ziehen. Er ließ seine Soldaten durch Reichs-
 länder gehen, ohne um Erlaubniß anzusuchen
 und die Kosten gehörig zu vergüten. —
 Großes Aufsehen erregte sein Verfahren ge-
 gen *H o l l a n d*, indem er sich plötzlich über
 alle alte Verträge mit dieser Republik weg-

feste, eigenmächtig die Uebereinkunft, kraft
 welcher die Holländer eine Reihe österr.
 Festungen an der französl. Grenze mit ihren
 Soldaten, zu ihrem Schutze (die Barriere)
 besetzen durften, aufhob und auch mit Un-
 gestüm die freie Schifffahrt auf der Schelde
 verlangte. — Auch ließ er seine Absich-
 ten auf Baiern noch nicht fahren. Es
 wurde ruchtbar, daß zwischen ihm und dem
 Kurfürsten 1784 eine Uebereinkunft getrof-
 fen sei, vermöge der das Herzogthum Baiern,
 ein fruchtbares Land von 700 Geviertemeilen,
 an Oesterreich gegen dessen Niederlande ver-
 tauscht werden sollte. Diesem Vorhaben
 widersetzte sich aber nicht nur der Herzog
 von Zweibrücken, als Erbfolger; sondern
 Friedrich von Preussen schloß auch 1785
 mit Sachsen und Braunschweig ein Bünd-
 niß zur Erhaltung der deutschen Verfassung.
 Diesem Fürstenbunde, dem in der Folge
 noch mehr Stände beitraten, wollte Joseph
 zwar ein andres Bündniß entgegen stellen;
 er konnte solches aber nicht zu Stande
 bringen, sondern mußte vielmehr von der
 Vertauschung Baierns absehen. — So wie
 seine

seine Verfahrungsart alle seine Nachbarn in Aufmerksamkeit und Furcht setzte; so reizte sie auch seine eigenen Unterthanen zur Unzufriedenheit. Es entstanden fast in allen seinen Staaten Gährungen. Am heftigsten brachen sie schon 1787 in den Niederlanden aus, als er einige überflüssige Klöster einziehen und bessere Schulanstalten anlegen wollte. Die dasige Geistlichkeit setzte sich mit aller ihrer Macht diesem Vorhaben entgegen. Das ganze Land kam in Aufruhr, der endlich kaum noch durch Nachgeben scheinbar gestillt werden konnte. — Eben so auffallend war die Art, womit er 1788 an dem, zwischen den Türken und den Russen entstandenen Kriege Theil nahm. Die Pforte hatte seit 50 Jahren nichts gegen Oesterreich gesündigt, manche Aufmunterung, ihm zu schaden, nicht benutzt, auch fogar den Versuch, welchen Joseph 1787 machen ließ, Belgrad zu überumpeln, übersehen. Dennoch griff er sie mit seiner ganzen Macht an. Allein der Plan seines Generals Lasci, das kais. Heer

Heer in einen Cordon auf 200 Meilen auszudehnen, hatte keinen glücklichen Erfolg. Die Türken durchbrachen diese Wehrkette; die Oesterreicher wurden in den Morästen an der Donau durch Senchen aufgerieben, und als der Großsirr ins Vanzinat drang, entstand eine solche Verwirrung, daß der Kaiser selbst kaum der Gefahr der Gefangenschaft entkam. Der Verdruß über den widrigen Gang des Kriegs und seiner übrigen Unternehmungen und über die 1790 abermals ausgebrochene Empörung in Brabant, wo man ihm den Gehorsam aufkündigte, raffte Joseph im 49sten Jahre seines Lebens hin — ein seltener Fürst, von einer Thätigkeit, wie ihn Oesterreich seit Karl V. nicht gehabt hatte, der voll von Aufschlägen zur Verbesserung war, aber nur zu oft seine Meinung für untrüglich zu halten und den Rath seines erfahrenen Kaunizens nicht immer zu benutzen schien.

Leopold II.

von 1790 bis 1792.

Leopold, bisheriger ruhmvoller Regent und Großherzog von Toscana, folgte seinem Bruder, Joseph, in allen Erbländern Oesterreichs und wurde auch, nach einem siebenmonatlichen Interregno, zum Kaiser der Deutschen erhoben, bei welcher Gelegenheit die Wahlcapitulation in den Punkten, welche Joseph zu willkürlich überschritten zu haben schien, besonders wegen der Panisbriefe und der Diöcesanrechte der Bischöfe, genauere Bestimmungen ers hielt. Er wurde jedoch noch vorher von England, Preussen und Holland genöthigt, mit den Türken Frieden zu schließen und denselben alle, von den Oesterreichern unter Laudons und Coburgs Anführung, gemachten Eroberungen zurückzugeben, wogegen man ihm in der Conventio zu Reichensbach versprach, die Unterwerfung der Niederlande zu vermitteln. Denn diese Provinzen hatten sich indessen völlig

D

seis

seiner Bothmäßigkeit entzogen, die öster. Kriegsvölker aus dem Lande getrieben und in der Hofnung, von Preussen, welches gegen Oesterreich die Waffen ergriffen hatte, unterstützt zu werden, sich unter einer republikanischen Constitution vereinigt. Nach dem Schlusse der Reichenbacher; Uebereinkunft streckte aber Leopold seine Hände nach ihnen aus. Sie mußten sich seiner Kriegsgewalt unterwerfen. Er gab ihnen jedoch ihre alten Vorrechte zurück und verstattete auch dem, von der Klerisei geleiteten Volke, die von Joseph verbotenen Processionen und Andächteleien. Ueberhaupt bemüdete er sich eifrig, die Unzufriedenheit der Einwohner seiner Staaten zu stillen, und es gelang ihm, theils durch Nachgeben, theils durch andre, den Wünschen des Volks und dem Geiste der Zeit angemessene Einrichtungen, sich Zutrauen zu erwerben und die Ruhe herzustellen. —

Diese gemäßigte Verfahrungsart des Kaisers ließ sich der Bischof von Lüttich nicht zur Nachahmung dienen. Einer seiner Vorgänger hatte 1684, mit Hilfe des Königs

nigs von Frankreich, seinem Volke eine Regierung aufgedrungen, die der alten Verfassung des Landes entgegen war. Endlich gedieh die Unzufriedenheit über die, vom Bischöfe erteilte Spielpacht bei den Bädern zu Spaa, über das von ihm bezünstigte französische Soldatenwerben und über die Ungleichheit der Abgaben 1789 zum Ausbruch. Der Bischof wurde genöthigt, eine bessere Constitution zu unterschreiben, oder vielmehr die alte wieder gelten zu lassen. Der Streit schien beigelegt, als plötzlich der Bischof entwich und alle seine Versprechungen widerrief. Er wandte sich an das Kammergericht, welches auch zu seinem Vortheile entschied und die Kreisauschreibenden Fürsten zur Vollstreckung seiner Sentenz aufforderte. Unter diesen nahm sich der König von Preussen, als Herzog von Cleve, der Sache vorzüglich an. Er ließ zwar seine Truppen in Lüttrich einrücken, glaubte jedoch, daß die Ruhe am besten durch gütliche Uebereinkunft hergestelt werden könnte, wozu auch sein einsichtsvoller Geschäftsträger, von Dohm,

einen vortreflichen Plan entwarf. Da aber der Bischof durch alle Ermahnungen Friedrich Wilhelms nicht zum Nachgeben und zur Versöhnung zu bewegen war; so zog der König seine Völker zurück, schenkte jedoch dem unglücklichen Lande alle Kosten. Als darauf die übrigen Executionstruppen von den Lüttichern zurückgetrieben wurden; so trug das Reichsgericht die Vollstreckung seines Urtheils, ungewöhnlicher Weise, dem burgundischen Kreise auf. Lüttich mußte sich den östereich. Kriegsvölkern unterwerfen. Der Bischof kehrte zurück und erklärte das Land für ein Eigenthum seiner Kirche, genoß aber der Freude, so seinen Willen erreicht zu haben, nicht lange.

Obgleich außer dieser Lütticher Unruhe sich unter den Deutschen noch mehr Unzufriedenheit und Bewegungen äußerten, welche theils über die Menge der ihnen aufgelegten und nicht gleichmäßig vertheilten Abgaben, über das zur Jagdlust gehegte Wild, welches oft dem Landmanne die Hofnung seiner Aernte, den Lohn der Arbeit und Ersatz der Kosten raubte, über gewaltsame Aushebung zum

zum Soldatendienste, über Begünstigung einiger Volksklassen vor den andern, über Beengung der Nahrungswege durch ertheilte Monopole, theils über langsame und kostspielige Justiz, über Bedrückung der Religionsfreiheit, und über Entziehung ehemals genossener Gerechtsame zu entstehen schienen; so war doch von allen diesen keine von so allgemeinen und verderblichen Einfluß auf die Ruhe und den Zustand unsers Vaterlandes, als der jetzt in dem benachbarten Frankreich erfolgte Regierungsumsturz. Dieses Reich, dessen Boden alle Lebensbedürfnisse in vorzüglicher Güte darreicht, dessen Lage dem Handel vornehmlich begünstigt, dessen Bewohner, zu allen Geschäften geschickt, tapfer, geistreich und sparsam sind, war jetzt in Ohnmacht, Verwirrung und Verachtung gestürzt. Seit Heinrich IV hatte eine Reihe ehrgeiziger Könige, die sich mit aller Gewalt zu Schiedsrichtern über alle Fürsten Europa's erheben wollten, unablässig Kriege geführt, die ursprüngliche Verfassung des Reichs eigenmächtig verändert, und dadurch eine solche Schul-

denlast gehäuft, daß endlich weder die Zinsen noch die Regierungskosten gehörig bestritten werden konnten. Zuletzt überstieg die Ausgabe die Einnahme jährlich mit 140 Millionen. Durch List und Gewalt hatte man den Einwohnern ihr Vermögen schon entrisen und dennoch waren die Steuern unnennbar mannichfaltig. Die größte Plage dabei war, daß die öffentlichen Einkünfte an gewisse Unternehmer verpachtet wurden. Das Verfahren dieser Generalpächter war so strenge, daß der Untertban, welcher einen Krug Seewassers schöpfte, um sich des Salzes desselben zu bedienen, Gefahr lief, deswegen lebenslang auf die Galeere geschmiedet zu werden. Weil die ganze Last der Abgaben auf die gewerbetreibenden Volksklassen, besonders auf den Landmann, gewälzt war; so blieben große Strecken Landes wüste liegen. Man wollte nicht mehr, als höchst nöthig war, arbeiten, weil man doch nichts erübrigte. Ohngeachtet die Strahlen der über Europa ausgehenden Aufklärung auch in Frankreich drangen, und obgleich ein großer Theil der

der Nation sich schon durch Nachdenken
bessern Religionserkenntnissen näherte; so
blieb doch die Geistlichkeit darin zurück und
bestrebte sich noch, den Aberglauben, die
Möncherei und die Anhänglichkeit an den
Papst zu erhalten. Die Justiz war lang-
sam und kostspielig. Nicht blos Titel und
Ordensbänder waren käuflich, sondern auch
Urtheilssprüche und Einferkungsbefehle.
Die Staatsbedienungen gingen aus der
Hand des Unfähigen in die Hand des Käns-
kemachers. — Der jetzige König, Lud-
wig XVI, wegen mancher persönlichen Zus-
gend schätzbar, erkannte diese Gebrechen.
Er war gerührt über das Elend seines
Volks, das ihn liebte, und fing an, es zu
erleichtern. Aber er hatte die Kraft nicht,
die Schmeichler zu vertreiben und den Vors-
atz seines Valters, des für Frankreich
zu früh gestorbenen Herzogs von Bourgogne,
dem Reiche eine neue, den jetzigen Zeiten
angemessene, Constitution zu geben, auszu-
führen. — Weil es durchaus an Gelde
fehlte; so beredete ihn, 1788, sein Finanz-
verwalter Calonne, die Notabeln des
Reichs

Reichs zusammen zu rufen, um neue Auflagen auszufinnen und mit einem Schein des Rechts einzuführen. Diese vornehme Versammlung, welche aus Ducs, Marquis, Erzbischöfen und Bischöfen bestand, verwarf aber die Forderungen des Hofes, ging un- verrichteter Sache auseinander, und indem sie so das erste Beispiel von Wider- spenstigkeit gegen den König gab, legte sie den Grund zu der Revolution und veranlaßte den Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit über die bedauernswürdige Lage des Reichs. — Calonnes Nachfol- ger, der Erzbischof von Toulouse, Briens- ne, wollte die neuen Auflagen, Anleihen, Lotterien und andre Anstalten, den Leuten Geld abzunehmen, durch Wachtsprüche ein- zuführen. Allein nun widersetzten sich nicht nur die Parlamente, (die obersten Gerichts- höfe, welche zuweilen im Namen der Unter- thanen mit dem Könige sprechen durften, wenigstens die neuen Wachtsprüche den Ge- setzbüchern einverleiben mußten); sondern der Adel in Bretagne rebellirte nun, mit den Waffen in der Hand, gegen seinen Mo-
narch

narchen. Binnen wenigen Monaten wurden daher Parlamente und Minister abgesetzt, verwiesen, wiedergerufen, wieder weggejagt und die Verwirrung wurde unaufs löslich. — Endlich glaubte der neue Finanzverwalter Necker, in einer Versammlung der Stände des Reichs Rath und Hilfe zu finden und es wurden 1200 Männer, zwei Viertel für die Geistlichkeit und den Adel und die übrige Hälfte für den dritten Stand (Bauern und Bürger) nach Versailles beschieden. Diese so eingeleitete Trennung zwischen den Vertretern der Nation in Bayern, Adliche und Geistliche, war aber von den schreckhaftesten Folgen, indem sie das Volk selbst zerspaltete. Schon als hier die Adlichen und die Geistlichkeit gemeinschaftlich den Bürgerstand überstimmen und alle Last auf denselben wälzen wollten, betrieb es Mirabeau's hinreißende Beredsamkeit, daß sich der sogenannte dritte Stand am 17ten Jun. für die einzig wahren Volksvertreter erklärte, worauf sich dann erst die Geistlichen und die Adlichen zum Theil mit den

Bürgerlichen vereinigten. — Diese Nationalversammlung, anstatt neue Steuern auszusinnen und auszuschreiben, fing an, die Ursachen der Staatsgebrechen genauer zu untersuchen und sich gegen einige auffallende Mißbräuche sogleich öffentlich zu erklären, welches ihr einen nicht geringen Beifall des leichtgläubigen und Veränderungs liebenden Volks erwarb. Sie blieb auch sitzen, als man sie wegweisen wollte. Und als noch mehr Soldaten heranrückten, um sie zu vertreiben und in ihren Unternehmungen zu stören, ergriffen die Einwohner von Paris die Waffen, bemächtigten sich der dasigen Citadelle, der berühmtesten Bastille, in deren Kerker vielen Menschen das Leben, ohne Richterspruch, ausgequält war, und erklärten sich, nebst vielen andern Einwohnern Frankreichs, für die Volksversammlung. Darauf fuhr denn diese in der Umschaffung der bisherigen Verfassung fort. Das seit einigen Jahrhunderten in Frankreich eingeführte Lehnswesen, mithin auch die erblichen Würden und Zeichen, und die aus den päpstl. Gesetzen ents

entspringende Gewalt der Geistlichkeit, die geistl. Orden und deren Klöster sollten aufgehoben, die Salzsteuer abgeschafft, das Reich zweckmäßiger eingetheilt und alle Franzosen gleichen Gesetzen unterworfen seyn. Weil es an klingender Münze fehlte; so wurde ein Papiergeld, unter dem Namen, *Assignats*, geschaffen. Dem Könige sollte die Macht, Kriege anzufangen, genommen seyn, und nachdem die Kron Güter eingezogen waren, wurde ihm ein Jahreslohn von 25 Mill. Liv bestimmt. Ludwig XVI billigte diese Verfügungen und nahm sie am 14ten Jul. 1790 feierlich an.

Durch diese Anordnungen wurde aber der Zustand vieler Einwohner Frankreichs verändert. Nicht Alle besaßen den Muth, dem Vaterlande Opfer zu bringen. Viele gingen über die Grenze, um im Auslande eine andre Wendung der Dinge zu erwarten, oder Hülfe zu suchen. Das erste Beispiel der Auswanderung gab des Königs Bruder, der Graf von Artois. Er fand sich auch zu Pillnitz ein, als der Kaiser, der König von Preussen und der Kurfürst von Sachsen

sen

fen daselbst, wegen ihrer Angelegenheiten zusammenkamen, um diese Fürsten zur Herstellung der alten Verfassung Frankreichs zu verbinden. Selbst Ludwig XVI wollte entfliehen, wurde aber angehalten und zurückgeführt. Er nahm darauf die, für vorläufig gehaltenen neue Constitution nochmals an, worauf die Nationalversammlung einer aus 747 Mitgliedern bestehenden, sogenannten gesetzgebenden Versammlung Platz machte. — Dies Verfahren der Franzosen, welche man man seit langer Zeit nachzuahmen nur zu sehr gewohnt war, machte überall tiefen Eindruck. Vielen Regenten Europa's, besonders Englands, Oesterreichs und Deutschlands, die bisher an den französischen Königen ihre ewigen Gegner gehabt hatten, konnte es nicht unangenehm seyn, eine Monarchie eingeschränkt zu sehen, deren Macht ihnen oft furchtbar und gefährlich war, zumal da die Nationalversammlung versicherte, daß die französ. Nation von allen Eroberungen absehen wolle, und schon alle Regierungen aufforderte, im Fall eines Kriegs, die Kaperei auf Handelsschiffe einzustellen. —

Dies

Diese Erklärungen fanden aber wenig Beifall. Es eräugneten sich vielmehr bald Vorfälle, die ganz Europa in einen Krieg verwickelten, der besonders unserm Vaterlande zur Geißel wurde. Den ersten Anlaß gab ein Beschluß der französischen Regierung, wodurch alle Souveränitätsrechte auswärtiger Fürsten im französischen Gebiete aufgehoben, deren Einkünfte gesperrt und deren Unterthanen für französisch erklärt wurden. Diefemnach sollten viele deutsche Fürsten ihre Besitzungen und Einkünfte im Elsaß und Lothringen, und einige deutsche Bischöfe ihre Diöcesanrechte, vermöge der sie Fast- und Bußtage und Ablass ausschreiben, oder andre kirchliche Befehle auf französischen Boden bisher ausüben durften, verliehren. Obgleich die Nationalversammlung Entschädigungen dafür anbot; so wollte man sich doch die hergebrachten Befugnisse nicht von einer Nation, deren Beherrscher Deutschland schon zu sehr gedrückt hatten, schmälern lassen. Es entstand ein lebhafter Schriftwechsel und die beeinträchtigten Stände forderten den Kaiser

fer

fer und das Reich zum Beistande auf. Da
 gegen erhob man franzöf. Seits heftige Bes
 schwerden über die, den Emigrirten in
 Deutschland wiederfahrne Aufnahme. Sie
 hatten sich an der Grenze in starken Haus
 fen gesammelt und schienen nur auf eine
 günstige Gelegenheit zu warten, mit bewaff
 neter Hand in ihr Vaterland einzubrechen.
 Frankreich, hierdurch mit einem Bürgerkriege
 bedrohet, verlangte vom Kaiser die Abstellung
 jener Bewaffnungen, und als solche nicht
 genügend verfügt werden konnte, erklärte
 Ludwig XVI im April 1792 den Krieg
 gegen Oesterreich.

Franz II.

f e i t 1 7 9 2 .

Noch ehe der Krieg gegen Frankreich
 ausbrach, raste den Kaiser Leopold, der
 während seiner kurzen Regierung die öst.
 Monarchie durch weislich gewählte sanfte
 und strenge Mittel beruhigt hatte, ein
 plötzlicher Tod im März 1792 dahin. Ihm
 folgte

folgte sein ältester Sohn, Franz in allen
 öner Erbstaaten, Toskana, welches Leopold
 schon 1790 seinem zweiten Sohne eingeräumt
 hatte, ausgenommen, und auch nach 4
 Monaten auf dem Kaiserthron. — Die
 Hoffnungen, welche man für das Wohl
 der Menschheit von diesem Jünglinge Josephs
 und Leopolds fassen durfte, wurden jedoch
 unglücklicherweise gleich durch den Krieg un-
 terbrochen, worin er sich verwickelt sah.
 Entschlossen, den von seinem Vater einge-
 gangenen Entwurf auszuführen, um in
 Frankreich die alte Verfassung herzustellen,
 befestigte er das Bündniß mit Preussen,
 dem nach und nach fast alle Mächte Eur-
 opa's, unter dem Namen einer Coali-
 tion beitraten. — Schon im Herbste
 1792 drang daher ein, aus Oesterreichern
 und Preussen bestehendes Heer, das auch
 noch durch Hessen und bewaffnete Emigrirte
 verstärkt wurde, in das franzöf. Gebiet und
 ging mit schnellen Schritten auf Paris, den
 Sitz der Nationalversammlung und den Wir-
 bel des Sturms, der Frankreich in Bewe-
 gung und Europa in Schrecken setzte, los.

Aber die höchst ungünstige Witterung in der späten Jahreszeit, der Mangel der Lebensmittel in jener getraidelosen, bloß dem Weinbau gewidmeten Champagne, die Beschwelichkeit und Unsicherheit der Zufuhr und die feindseligen Gesinnungen der Einwohner veranlaßten, daß das Heer am Ende Septembers, nach einer lebhaften Kanonade am Ardennenwalde, wo sich ihm der französ. Heerführer Dumouriez entgegen stellte, seinen Rückweg nahm, zumal da nicht nur mehrere feindliche Heerhaufen es zu umringen suchten, sondern auch der französ. Befehlshaber Custine, nachdem er bereits Worms, Speier, sogar das feste Mainz und Frankfurth eingenommen hatte und gegen Coblenz drang, es vom Rheine abzuschneiden drohete. Dieser Gefahr wurde jedoch das deutsche Heer durch seines großen Anführer entrißen und auf den vaterländischen Boden zurückgebracht; wo es dann nicht nur dem Eindringen der Franzosen sogleich Schranken setzte, sondern ihnen auch Frankfurth wieder entriß. Wurde hier nun zwar Deutschland durch die La-
 yfers

pfertigkeit seiner Streiter noch geschützt; so drang doch Dumouriez, nachdem er die Oesterreicher bei Mons und Gemappe überwältigt hatte, unaufhaltbar in Brabant und Lüttich, wo das Volk in den Franzosen seine Befreier und Rächer zu sehen glaubte.

Unterdessen hatten sich die Umstände in Frankreich noch mehr geändert. Der pöbliche und allgemeine Umsturz der alten Verfassung und Gewohnheiten, die Einführung neuer Einrichtungen und Gebräuche machte auf den Geist der Franzosen lebhaften Eindruck. War der größte Theil des Volks der Revolution ergeben; so waren doch auch Viele, welche dadurch auf irgend eine Art litten, wider sie. Einige wünschten der Revolution einen langsamen und gemäßigten Gang, andre wollten Alles auf einmal verbessern, oder doch verändern und noch andre hielten die durch die neue Constitution bestätigte Monarchie nicht für hinreichend, Frankreich zu erretten, sondern glaubten, daß es zu diesem Ende in eine Republik verwandelt werden müsse. So

N

ents

entstandenen Factionen, die nirgendts lauter sich zeigten, als in der Hauptstadt, dem Tummelplatze aller Leidenschaften und auch in der Nationalversammlung selbst. Die Gleichgesinnten gesellten sich zusammen, um sich ihre Gedanken mitzutheilen und sich zur Erreichung ihrer Absichten zu ermuntern. So entstanden Klubs, unter denen sich derjenige, welcher seinen Sitz in der Kirche eines aufgehobenen Jakobiner Klosters zu Paris aufschlug, weil er viele kühne Männer enthielt, sich am höchsten hob. Diese Volksgesellschaft setzten sich andre entgegen. Jedoch debuten sich die Jakobiner, welche sich anfänglich Constitutionsfreunde nannten, bald über ganz Frankreich aus. — Die ersten und heftigsten Volksbewegungen hatte jedoch ein Prinz vom königl. Geblüte, der Herzog von Orleans, aus Rache und Feindschaft gegen das regierende Haus veranlaßt. Er wandte sein unermessliches Vermögen an, sich einen Anhang, der ihn, wer weiß, auf welche Höhe erheben sollte, zu machen und den Hof zu ängstigen. Das auf diese Art aufgereizte, zwischendurch vom

Herr

Hunger und Elend gequälte Volk, wurde nun bald zu mehreren verzweiflungsvollen Auftritten hingerissen. Als es zu entdecken glaubte, daß der König, von heimlichen Rathgebern verleitet, der neuen, von ihm angenommenen Constitution unter der Hand entgegen wirke, nöthigte es nicht nur denselben, von Versailles nach Paris zu kommen, sondern griff auch das königl. Schloß zu Paris selbst, weil darin Gegenrevolutions-Anstalten gemacht seyn sollten, stürmend an, wodurch Ludwig gezwungen wurde, sich der Nationalversammlung in die Arme zu werfen. Der, auf solche Art mit seinen Unterthanen entzweiete König wurde nun in gefängliche Verwahrung gebracht, sogar am 21ten Jan. 1793 hingerichtet, und Frankreich für eine Republik erklärt.

Seit diesen schauderhaften Begebenheiten brach sich der Krieg noch weiter aus. England glaubte in der Zerrüttung Frankreichs eine Gelegenheit zu finden, seinen alten Nebenbuhler zu unterdrücken, dessen Seemacht zu vernichten und dann

allen Handel der Welt an sich zu ziehen. Der Nationalkonvent kam ihm jedoch mit der Kriegserklärung zuvor, die auch bald darauf gegen den Statthalter der vereinigten Niederlande und selbst gegen Spanien ergieng. Nun traten auch Portugal und Neapel der Coalition bei, woran selbst die Beherrscherin Rußlands Antheil nahm, indem man nichts unterließ, das Kriegsfeuer zu erhalten und auszubreiten. — Seit langer Zeit wurde kein Krieg mit solcher Erbitterung geführt. Man betrachtete alle Franzosen, als Räuber und Mörder, deren Vertilgung rechtmäßig und verdienstlich sei. Weil sie manche Veränderungen in der politischen Verfassung ihres Kirchenwesens machten und sich von der päpstl. Gewalt losrissen; so hielt man sie für Religionsstürmer. Es wurde alle Gemeinschaft mit ihnen verboten. Man faste den Anschlag, sie allesammt dem Hungerstode zu überliefern. Englische Schiffe umzingelten die franzöf. Küste und suchten, alle Zufuhr zu hemmen. Endlich sollte es keinem Volke und Fürsten erlaubt seyn, neutral zu seyn. Die

Die nicht freiwillig der Coalition beitraten, wurden dazu gezwungen. Einige deutsche Fürsten hatten an den Feindseligkeiten schon Theil genommen, ehe der Krieg vom Reiche erklärt war. Als dieses aber im April 1793 geschah, so stand es freilich keinem Stande mehr frei, neutral zu bleiben, wie Pfalzbaieren u. a. m. wünschten. — So wurde dann die junge Franken Republik von allen Seiten, zu Wasser und zu Lande, angegriffen. Ueber eine halbe Million Streiter trat zu Lande gegen sie auf, alle Zufuhren wurden abgeschnitten, ihre Küsten wurden mit Landungen heimgesucht und ihr Inneres durch Bürgerkriege zerrüttet. Die Eröffnung des Feldzuges von 1793 war auch für die Verbündeten sehr glücklich. Der öfter. Feldherr, Prinz Josias von Coburg, überraschte die Republikaner an der Noer, befreiete das, von ihnen belagerte Maastricht, zwang dadurch den Gen. Dumouriez, welcher schon in Holland eingefallen war, umzukehren, und drängte nach der Schlacht bei Neerwinden die Franzosen gänzlich aus Brabant zurück. Die Verbündeten nahmen

Balenciennes, Condé und Landrecy weg und
 öfneten sich so, indem sie auch zugleich,
 nach der Wiedereroberung von Maynz, in
 Elfaß und Lothringen vorrückten, abermals
 den Weg nach Paris, um die neue Republik
 in der Wiege zu ersticken. Die Spanier
 drangen in Frankreich; die Engländer über-
 wältigten die französ. Flotte und bemächtigten
 sich Toulons, und Dümoriez, die Hoff-
 nung seines Vaterlandes, ging, indem er
 schon an der Erhaltung der Republik ver-
 zweifelte, zu den Feinden über.

Aber jetzt entwickelten sich die Fäbiakrei-
 ten, welche die Natur den Bewohnern Gas-
 liens am Geiste und Körper gewährte,
 schnell und allgemein. Je höher die Ges-
 fahr stieg, desto größer wuchs ihr Muth.
 Die Regierung, welche jetzt in den Hän-
 den einer Deputation des Convents, un-
 ter dem Namen Wohlfahrtsausschuß
 war, ergriff alle Mittel, das angefangene
 Werk, es möge kosten, was es wolle, aus-
 zuführen. Alle waffenfähigen Einwohner
 wurden gezählt, in drei Klassen getheilt und
 dergestalt in Requisition gesetzt, daß sie bei-
 ers-

Ergehender Aufforderung, an die Grenzen
 eilen sollten, die Heere zu verstärken. Ue-
 berall entstanden Waffenschmieden. Jeders-
 mann lernte Salpeter bereiten. Das Ge-
 schütz wurde durch neue Erfindungen vervoll-
 kommenet. Der Telegraph mußte dies-
 sen, Nachrichten von einem Ende Frank-
 reichs zum andern in wenigen Augenblit-
 ken mitzutheilen und der Luftballon
 wurde benützt, den Heeren den Weg zu
 zeigen und das auszuspähen, was kein
 Spion berichten kann. So wie die Coas-
 tirsten durch die verschiedenen Nebenabsich-
 ten der einzelnen Theile in der Ausführung
 gemeinschaftlicher Entwürfe vielleicht gehin-
 dert wurden; so gereichte es hingegen den
 Franzosen zum Vortheil, jetzt gar keine
 Bundesgenossen zu haben, sondern allen ih-
 ren Willen unter einem Zwecke zu vereini-
 gen. Besonders nützte es der Republik,
 daß ihre Krieger ein Interesse an der Sache
 faßten, für welche sie die Waffen ergriffen.
 Sie wurden erhitzt, die Selbstständigkeit
 ihrer Nation nicht sinken, ihr Vaterland
 nicht zertheilen zu lassen, sondern ihre For-

genannte Freiheit zu behaupten. Mit diesen Gedanken gingen sie unter Sang und Klang in die Schlacht, indem sie sich mit tyrtaïschen Liedern wechselseitig anfeuerten, ohne auf die Menge und Kriegeskünste ihrer Gegner zu achten. Und ihre rohen Häuflein, ihre Anführer ohne Namen und Rang, die eben die Pflugschaar mit dem Commando vertauscht hatten, machten oft die Weisheit der bisherigen Lactif fruchtlos. Wurden sie gleich zurückgeworfen; so griffen sie doch sogleich wieder an und ruheten nicht, bis sie den Sieg erzwungen hatten.

— So öffnete sich im Anfange des Jahrs 1794 die Nordarmee unter Pichegru's Anführung durch tägliche Gefechte den Weg in Flandern im Rücken der Allirten, und Jourdan, ein ehemaliger Wundarzt, setzte zugleich, ob er schon verschiedene Male zurückgeschlagen war, endlich doch über die Sambre. Er eroberte Charleroi und nachdem er am 26sten Brachmonats den entscheidenden Sieg bei Fleurus erfochten und sich mit Pichegru vereinigt hatte, war der Fortgang der Republikaner unaufhaltbar. Jourdan's

ban's Heer drang bis an den Rhein, eroberte Mastricht und endlich auch Luxemburg. Michegrü aber folgte seinen Begnern in die vereinigten Niederlande nach und drang nach einer Reihe von Gefechten, unter Begünstigung eines strengen Winters, über die Eisschollen der Flüsse, Canäle und Ueberschwemmungen, mit Schlittschuhen unter den Füßen und den Degen in der Hand, in das Herz Hollands und zog schon am 19ten Jänner 1795 in Amsterdam ein. — Am Oberrheine hatten zwar auch 1793 die Verbündeten nicht nur Mainz durch Accord wieder eingenommen, die weissenburger Linien erstiegen, Landau eingeschlossen und Strasburg bedrohet. Allein am Ende des Jahrs drangen die Franken wieder mit Uebermacht vor. Und ob sie auch gleich im folgenden Feldzuge noch einmal bis Lautern und Zweibrücken zurückgeschlagen wurden; so spielten sie doch am Ende des Jahrs 1794 am linken Rheinufer wieder den Meister und bemächtigten sich sogar eines Theils Mannheims. — Auch in den übrigen Gegenden des Kriegsschauplatzes wa-

ren sie siegreich. Die in Westen und Süd-
den in Frankreich gedruckenen Spanier
wurden nicht nur über die Pyrenäen zurück-
getrieben, sondern auch in ihrem eigenen
Lande empfindlich angegriffen. Den Eng-
ländern wurde Toulon wieder entris-
sen und ihre Landungen wurden abgeschla-
gen. Dem Könige von Sardinien wur-
de ein großer Theil seiner Staaten genom-
men, und nachdem der Aufstand in der
Vendée, wo sich Geistliche, Königsges-
innte und andre Unzufriedene in großen
Haufen gesammelt hatten, die mit der Res-
publik Krieg führen wollten, gestillt war;
konnte der Convent schon ein Freudenfest
anordnen, daß der französis. Boden vom
Feinde gereinigt sei.

So wie sich dadurch die Gefahr Frank-
reichs verminderte; so achtete man es auch
nun für rathsam, von den bisherigen stren-
gen Maßregeln nachzulassen. Der Revo-
lutionsausschuß, an dessen Spitze sich Ro-
bert Spierre, der die ihm nöthig schei-
nenden Mittel, Frankreich zu erhalten und
die Republik zu gründen, nur mit zuviel
Härte

Härte, oft in blutiger und schreckensvoller
 Gewaltthat anwandte, geschwungen hatte,
 wurde gesprengt und mit gelinder den-
 ken den Männern besetzt. Darauf wurde eine,
 der neuen Republik angemessene Constitu-
 tion angenommen. Die gesetzgebende Ge-
 walt wurde einem, aus zwei Kammern be-
 stehenden, Volksrathe und die vollziehende,
 einem Directorio anvertrauet. Hiedurch be-
 festigte und erhob sich die Republik nicht nur,
 sondern sie erwarb sich auch durch ihr ge-
 mäßigtes Verfahren, indem sie sogar das
 eroberte Holland freiwillig wieder herausgab,
 Achtung und Zutrauen. — Diese Vor-
 fälle benutzte Preussen, vom Kriegss-
 chauplatze abzutreten, zumal ihm eigent-
 lich nie der Krieg von Frankreich erklärt
 war und die deutschen Kreise die Unterhalt-
 ung seiner Armee am Rheine nicht über-
 nehmen wollten. Sein einsichtsvoller und
 thätiger Minister, von Hardenberg,
 stiftete mit dem französis. Geschäftsträger
 Barthelemy am 5ten April 1795 zu
 Basel einen Friedensvertrag, der in
 Ansehung der, in den Händen der Franzo-
 sen

fen gelassenen preuss. überrheinischen Länder, auf den allgemeinen Reichsfrieden hinausweist. Bald darauf kam man auch wegen einer sogenannten Demarkationslinie, welche beinahe die nördliche Hälfte Deutschlands umfasste, überein. Die Republik bewilligte den darin begriffenen Ständen nicht nur die Neutralität, wenn sie von aller Theilnahme an dem Kriege absehen würden, sondern sie wollte ihnen auch den Frieden selbst, wenn sie binnen 3 Monaten die preussische Vermittlung dazu benutzen würden, gewähren. Diesen Weg, wodurch halb Deutschland wirklich vor der Nachsicht eines erbitterten Feindes, der schon tief in Westphalen gedrungen war und Niedersachsen bedrohte, durch die Vorsorge des menschenfreundlichen Friedrich Wilhelms gerettet wurde, betrat auch der Landgraf von Hessenkassel. — Hierdurch ermuntert, stehete nicht nur an allen Enden Deutschlands die Stimme der gedrückten und geplagten Einwohner um Ruhe; sondern Kurmaynz äußerte auch, auf Anrathen des vortreflichen Dalberg, bei

bei der Reichsversammlung selbst den Wunsch nach Frieden. Ob man aber auch gleich da sich während der fünf Sommermonate mit Berathschlagungen wegen der Abfassung eines Reichsgutachtens über die Modalität der einzuleitenden Friedensunterhandlungen beschäftigte; so wurden doch die Hoffnungen noch nicht erfüllt. Daher drangen die Franken, welche gleichfalls das Verlangen nach Ausöhnung mit dem Reiche bewiesen hatten, im Herbste bei Düsseldorf und Mannheim, welches sich ihnen ergeben mußte, in Deutschland, um den Frieden mit Heerskraft zu erzwingen. Sie wurden zwar von den öster. Heerführern, Würmser und Clairfait aufgehalten und zurückgetrieben, kamen aber im folgenden Jahre zurück und rückten bis Weglar vor. Hier wurde zwar Jourdan von dem Erzherzoge Karl von Oesterreich nochmals zum Rückzuge genöthigt. Er kehrte jedoch bald, nachdem auch Moreau bei Strasburg über den Rhein gekommen war, Rehl eingenommen, einen Sieg bei Offenburg ersochten hatte und darauf in Schwaben rückte, wohin nun

Karl

Karl eilen mußte, um seine Vorräthe am
 Neckar und an der Donau zu retten, wie-
 der um, nahm Frankfurth weg und nöthigte
 die Oesterreicher zum Rückzuge durch Fran-
 ken bis an die böhmischen und bairischen
 Grenzen, unterdessen Moreau sich ganz
 Schwabens bemächtigte und gleichfalls in
 Baiern bis an die Thore Münchens vor-
 drang, wodurch also halb Deutschland unter
 feindliche Kriegsbotmäßigkeit gerieth. — In
 diesen gefährlichen Augenblicken gab der
 deutsche Convent ein seltenes Beispiel
 von Standhaftigkeit. Er verzweifelte so we-
 nig an der Errettung des Vaterlandes, daß
 er nicht nur keine besondre Mittel deshalb
 vorkehrte, sondern seine Berathschlagungen
 über die Wiedereinfegung eines von Aerzten
 und vom höchsten Reichsgerichte, wegen an-
 geblicher Gemüthsfrankheit für unfähig er-
 klärten Fürsten, in die Regierung seines in
 feindlicher Gewalt befindlichen Landes, fort-
 setzte; jedoch endlich auch auseinander ging
 und zum Theil Regensburg verließ. Aber
 die zwischen die Donau, Isar und Lech zu-
 sammengeschobenen öster. Kriegsheere wa-
 ren

ren auch noch genugsam im Stande, sich wieder Lust zu machen. Der thätige Erzherz. Karl brach plötzlich mit einer Heersaule über die Donau, überwältigte einen franzöf. Haufen bei Neumarkt und Eheiming und nöthigte, indem er rasch gegen den Mayn vordrang, Jourdan zum Rückzuge, den derselbe auch nach dem Gefechte bei Würzburg, mit nicht geringem Verluste an Geschütze und Menschen bis an die Ufer des Niederrheins nehmen mußte. — Darauf wandte Karl seine Macht nach Schwaben; denn Moreau hatte sich unterdessen noch immer in Baiern verweilt, war in Tirol gedrungen und hatte Ingolstadt belagert. Erst als er überall umzingelt war, dachte er auf den Rückzug. Den Troß in der Mitte, setzte er in der ungnünstigen Witterung des Spätjahrs, unter beständigen Gefechten, in künstlichen Zügen an beiden Ufern der Donau, seinen Weg fort, schlug, als er bei Buchau von neun Seiten her angegriffen wurde, seine Gegner zurück, siegte bei Schuffenried und Rothweil, brach durch den, mit Feinden

aus

angefüllten Schwarzwald, wand sich durch das Höllenthal und Himmelsreich, bemächtigte sich Freiburgs und vollendete, als ein zweiter Xenophon, indem er ohne sonderlichen Verluste bei Breisach und Hüningen über den Rhein zurückging.

Nach diesem glücklichen Wechsel für die österreichischen Waffen erneuerten sich die Hoffnungen zum Frieden, zumal da Karl den Franzosen auch Kehl nach einer hartnäckigen und blutigen Belagerung und bald nachher die hüninger Brückensese wieder entriß. Es wurde auch schon ein Waffenstillstand am Rhein geschlossen. Allein England, welches jetzt mit dem, mit Frankreich versöhnten und verbündeten Spanien und mit der Republik Holland in Krieg gerathen war, glaubte kein anderes Mittel zu haben, die durch seine Seemacht erworbenen Vortheile zu behaupten und den erlangten Alleinhandel zu sichern, als die Fortsetzung des Krieges. Der Minister Pitt, der zugleich die Britten, welche über die Schuldenlast der Nation und die Beschränkung ihrer alten Freiheiten unruhig zu werden

den

den anfangen, mit einem Kampfe gegen die verhassten Franzosen beschäftigen wollte, war daher sehr bemüht, durch Versprechungen und Geldbewilligungen den wiener Hof vom Frieden abzuhalten. — Die Friedensboten wurden zurückgewiesen. Europa sollte noch nicht beruhigt und das gute Deutschland sollte noch nicht von seinen Leiden befreiet werden. Obgleich der Zweck des Kriegs schon verrückt und ungewiß war; so sollte doch das Blutvergießen noch fortbauern. Erst mußte Bonaparte, der Anführer des fränkischen Heers in Italien, nachdem er dem Könige von Sardinien den Frieden geboten, die Lombardei erobert, den heiligen Vater zur Ruhe genöthigt, das unzugängliche Mantua bezwungen und einige, gegen ihn immer mit neuer Kraft auftretende Heere niedergeworfen hatte, durch Tirol, Krain und Kärnthnen in das Herz der österreichischen Staaten dringen und das mit Verwüstung bedrohte Wien in Schrecken setzen. Erst mußte Hoche, der Bezwiner der Wendee, bei Neuwied über den Rhein bis an die Thore Frankfurths

S

Fom:

kommen. Erst mußte Moreau nochmals
 in Schwaben brechen; erst mußten drei
 feindliche Heere auf deutschen Boden ste-
 hen, ehe wir die Friedenspalme sehen soll-
 ten. Nachdem Bonaparte in einem
 Briefe, der seinen Ruhm verewigt, ge-
 fragt hatte, ob denn dieser Krieg ewig
 währen solle? folgte der Kaiser, der bei al-
 len diesen Gefahren eine seltene Standhaf-
 tigkeit bewies, der Stimme seines wohl-
 wollenden Herzens und unterschrieb die im
 Hauptlager Bonaparte's zu Leoben am
 17ten April d. J. entworfenen Bedingun-
 gen. Franz wollte bei allen den Siegen,
 die seine tapfern Heere erfochten, bei dem
 Widerstande, den sie leisteten und bei aller
 der Macht, womit er den Kampf fortsetzen
 konnte, nicht länger das Leben und das
 Glück seiner folgamen Unterthanen dem
 zweifelhaften Loose eines verwüstenden Krie-
 ges aussetzen, sondern lieber das Flehen
 seiner Millionen um Ruhe erhören. — Hoff-
 fen darf man nun daher, daß die noch fort-
 gesetzten Unterhandlungen, indem Selbst-
 sucht der Gerechtigkeit weicht und das Ge-
 fühl

fühl für Menschenwohl siegt, bald den all-
gemeinen Frieden in unser zerrissenes Was-
terland zurückführen werden. Es ist auch
zu erwarten, daß dieser Krieg, wenn er
noch nicht der letzte auf dem Boden Deutsch-
lands seyn sollte, doch von der Erneuerung
ähnlicher Auftritte auf lange Zeit abschref-
fen werde. —

Franken, blähet euch nicht, daß ihr so
den Frieden ertrotztet! Hätte das ganze
deutsche Volk an dieser Fehde Theil neh-
men können, hätte es auch für die Ver-
theidigung seiner Ehre und Freiheit die
Waffen ergriffen, ihr würdet den Geist Her-
mans, der Germanien von dem Joch frem-
der Despoten befreiete, in den tapfern
Schaaren seiner Söhne empfunden haben.
Der Widerstand, welchen ihr angetroffen,
die Niederlagen, welche ihr erlitten habt,
mögen euch lehren, die Kraft der Deutschen
nicht zu verachten und zu reizen. — Ueber-
dieß wurde ja Deutschlands Aufmerksamkeit
jetzt auch noch nach andern Seiten gelenkt.
Während die Franzosen sich der gewalt-
sam Wiederherstellung des Königthums wä-

bersehten, wurde auch in Polen der Thron zertrümmert. Dieß Reich, welches seit Jahrshundertern die Vormauer der Christenheit gegen die Osmanen gewesen war und oft die Fortschritte der Russen in das westliche Europa aufgehalten, aber sich dadurch geschwächt hatte, unterlag endlich durch die in seinem Innern genährten Zwistigkeiten entnerot, und wurde unter seine mächtigen Nachbarn vertheilt. — Zu gleicher Zeit setzte sich das Kurhaus Brandenburg in den Besitz seiner Fürstenthümer in Franken. Der Markgraf trat sie feierlich ab, indem er den angenehmen Genuß des Privatlebens der Regierungslast vorzog. Da nun hierbei der König von Preussen manche alte Ansprüche hervorbrachte und ausführte, die der Markgraf nicht gerügt hatte; so entstanden unter den benachbarten Ständen, die es betraf, nicht geringe Bewegungen und Verlegenheiten, die sogar mit blutigen Austritten begleitet waren. Besonders mußte die Reichsstadt Nürnberg, welche lange durch den Kunstfleiß und die rege Handelschaft ihrer Bürger zur Kultur und zum Wohlstande Deutschlands

lands betrug, aber durch eine fehlerhafte Verwaltung herabgesunken war, einen Theil ihres Gebiets bis an ihre Thore herausgeben. Sie wollte sich nun zwar gänzlich dem preuss. Scepter unterwerfen, welches ihr jedoch, als ein reichsverfassungswidriges Verfahren, nicht glückte.

Außer diesen hatte die Revolution Frankreichs noch manche andre unangenehme Wirkung auf die Deutschen. Als jene begeisterten Pariser, nach der Weise ihres Nationalcharakters, so überlaut und voreilig ihre Freiheit erhoben und als ein Glück, das sie allen Völkern gönnen und mittheilen mögten, anpriesen; so fingen einige Regierungen an, deswegen sehr besorgt zu werden, und es entstand auch sogar in unserm Vaterlande das Schreckbild von einer Propaganda. Es fanden sich Leute, die diesen Wahn aus Kleinmuth, Kurzsichtigkeit oder Bosheit unterhielten. Denn wie konnten sie sich sonst mit einem Schein von Grunde einbilden, daß eine, der französischen Revolution ähnliche Begebenheit in Deutschland, dessen getrennte Einwohner

sich wechselsweise im Saume halten, die zu einem solchen Unternehmen nicht vorbereitet und veranlaßt waren, sondern die sich zum Theil in ihrer jezigen Lage schon zufrieden fühlen, entstehen könnte? Dennoch gab es Journalisten und andre Schriftsteller, die sich bemüheten, Mißtrauen zu verbreiten und die Fürsten mit ihren Unterthanen zu entzweien, welches ihnen auch an einigen Orten nur zuviel gelang. Daher entstand eine Verfolgung gegen solche Männer, die ihre Meinung über den Gang der Begebenheiten gesagt hatten und manche Schriftsteller, auf welche die Nation bisher stolz gewesen war, schwiegen, weil ihr Rath und ihre Warnungen verkehrt ausgelegt oder verdächtig gemacht wurden. Besonders wurde das Wort: Aufklärung, welches den ganzen Inbegriff aller Anstalten zur Geisteskultur, besonders gründliche Belehrung und richtiges Denken über alle, den Menschen betreffende Gegenstände umfaßt und sehr glücklich ausdrückt, dergestalt verkehrt, daß man in einem Aufklärer, oder freimüthigen Forscher und Verbreiter der Wahrheit, einen

einen muthwilligen Neuerer und Neuerer zu sehen glaubte. Man bedachte nicht, daß der Philosoph, über Zufälligkeiten erhoben, im Allgemeinen sich bestrebt, den Weg zum wahren Glück durch die Beförderung des richtigen Denkens und richtigen Handelns zu bahnen, und daß aufgeklärte Menschen desto bessere Unterthanen sind, je mehr sie sich von dem Werthe der Gesetze überzeugen können. — Da nun jene unglückliche Stimmung auf die Wissenschaften und auf den Fortgang der Kultur des Volks nachtheilige Einflüsse hätte erregen können; so war es ein Glück, daß der menschliche Geist von einer andern Seite jetzt einen Stoß erhielt, wodurch er sich über alle jene Bewegungen hinaus zu höhern Kreisen erhob. Während die meisten Fürsten und Völker Europa's sich mit dem Kriegsführen gegen die Franzosen beschäftigten und ein Theil der Erde von Blut und Feuer rauchte, veranlaßte Immanuel Kant bei den Deutschen einen Umschwung in der Geisteswelt, — in der Art zu denken, Irthümer zu vermeiden und Wahrheit zu finden,

den, — welcher eine unendlich weit fassende Wirkung haben wird. Indem er sich die Fragen vorlegte: Was kann der Mensch wissen? Was muß er thun? Was darf er hoffen? — wog er die Kräfte der menschlichen Vernunft ab, bestimmte ihre Grenzen und zeigte den Werth der von ihr gemachten Wahrnehmungen. Das Verfahren dieses Wahrheitsforschers mußte Beifall finden, da man bald einsah, daß man nur auf diesem Wege, wo die Gegenstände, welche die Vernunft erforschen kann, von denen, die außer ihrem Gebiete liegen, genau geschieden werden, zur Gewißheit gelangen könne. Schon zeigt sich auch der Einfluß dieser kritischen Philosophie; schon sehen wir sie Saamen streuen, der für die Nachwelt segensvolle Früchte bringen wird. — Obgleich nun auch Kant in seiner Schrift zum ewigen Frieden die Grundzüge zu einer vollkommnern Staatsverfassung vorzeichnete; so haben doch diese Winke und ähnliche Bemühungen menschenfreundlicher Männer in der deutschen Justizpflege die Verbesserung noch nicht hervorgebracht.

hervorgebracht, wonach die Nation schon lange seufzte. Noch immer hängt man an dem Buchstaben veralteter Gesetzbücher, die auf das jetzige Zeitalter nicht mehr passen. Formalitäten und ähnliche Nebendinge verlängern den kostbaren Prozeßgang und mancher Gerechtigkeitsfuchende kömmt in Gefahr, seine gerechte Sache nach irgend einer Clausel des römischen, longobardischen oder päpstlichen Rechts zu verlihren, die nach schlichter Ansicht kaum einem Zweifel unterworfen zu seyn schien. Daher kömmt es, daß viele Prozesse unbeendigt bleiben und daß viele Deutsche in den Gerichtshöfen nicht Wohlthäter, sondern ihre Peiniger zu erblicken glauben. — Jedoch hat das Reichskammergericht auch in den neuern Zeiten rühmlichst bewiesen, daß es den Bedrängten beistehen wolle. Nur nahm dagegen aber der Recurs an die Reichsversammlung wieder überhand. Man wollte oft die Urtheile des Gerichts nicht gelten lassen, sondern sie, statt zu vollstrecken, verändern oder vernichten. Wohin würde es aber kommen, wenn man in

der Rechtspflege so nach Gutdünken verfahren, wenn man sich an die gesetzlichen Rechtsmittel nicht mehr binden wollte, wenn man gegen den Arm der Gerechtigkeit unter den Fittigen der Gewalt Schutz finden könnte? Würden da nicht alle Bande aufgelöst und der Staat erschüttert werden? — Die häufigsten Beschwerden dieser Zeit entstanden über das Besteuerungswesen. Zwar wachte Deutschlands Schutzgeist, als einige geistliche Fürsten bei der Reichsversammlung darauf antrugen, daß es ihnen erlaubt seyn mögte, die Unterthanen soviel und so oft, als ihnen gutdeuchte, mit Abgaben zu belegen, und daß die Klagen darüber nicht gehört werden sollten. Denn andre Reichsstände, besonders Braunschweig, widersetzten sich diesem Antrage und erklärten, daß dadurch die theuer erworbenen Rechte der Unterthanen gekränkt und überhaupt der Gesellschaftsvertrag verletzt würde. Dennoch vermehrten sich die Auflagen unter mancherlei Namen und Gestalt. Schon 1708 mußten zu Ulm von einer kleinen Bürgersperücke 45 Kreuzer und

und von einer großen 1 Gulden und 30 Kreuzer Accise jährlich entrichtet werden. Diese Unvollkommenheiten im Steuerwesen und die daraus entstehenden Unbequemlichkeiten veranlaßten, daß man am Ende dieses Jahrhunderts darauf dachte, eine einfachere Besteuerungsweise, unter dem Namen des physiokratischen Systems einzuführen. Vermöge desselben sollten die zur Bestreitung der allgemeinen Bedürfnisse des Staats erforderlichen Abgaben bloß auf den reinen Ertrag des Erwerbs und des Vermögens gelegt werden. Kaiser Joseph machte auch damit einen Versuch, konnte aber nicht vollenden und Leopold verschob die Ausführung auf bequemere Zeiten. Inzwischen gelang es einigen Fürsten, besonders dem Regenten Braunschweigs, nicht nur manche Verbesserung im Steuerwesen zu machen und einen Theil der Abgaben zu erlassen, sondern auch Maßregeln zur Verhütung der Landesschulden festzusetzen. Solche menschenfreundliche Beispiele werden sicher zur Nachahmung reizen, da gute Hirten der Völker, gleich den Höttern,

fern, gern Segen um sich her verbreiten und es unter ihrer Würde halten, von einem armen Ehepaare das Blut des letzten Lammes zum Opfer zu fordern.

Ueberhaupt ist es wohl gewiß, daß es sich jetzt in allen Angelegenheiten der Menschen auch in Deutschland zum Besseren neigt. Die Kleinmüthigen Zweifler an dem Fortschreiten der Nation zur Kultur und Aufklärung mögen durch Thatfachen überzeugt werden! Ist es keine Verbesserung, daß die Möncherei und der Aberglauben vermindert werden, daß die Hexenprozesse, wodurch noch im vergangenen Jahre hunderte viele Tausend ermordet wurden, die Gespensterfurcht und Schatzgräberei aufhören, daß die Tortur und die Todesstrafe abgeschafft ist, daß die Leibeigenschaft und die Parforcejagden aufgehoben sind, daß die Felder des Landmanns durch die Verminderung des Wildes vor der Verwüstung gesichert, Frohnden und Zehnten erlassen oder in angemessenere Abgaben verwandelt werden? Ist es keine Verbesserung, daß man

man jetzt über Verkünderungen und Reli-
 gionsverfolgungen nicht mehr so viele und
 laute Klagen hört, daß die Religionspar-
 theien friedlich zusammenwohnen und sich
 ihre Bethäuser wechselseitig öffnen? Ist es
 keine Verbesserung, daß man jetzt auf die
 Erziehung der Jugend mehr Aufmerksam-
 keit wendet, daß man durch den Unters-
 richt brauchbare Bürger bildet, daß man
 die Religion von Unbegreiflichkeiten reinigt
 und das, was belehren und tugendhaft
 machen kann, in einer verständlichen Spra-
 che vorträgt, daß man unbrauchbar ge-
 wordene Lehrbücher und Agenden abschafft
 und daß die Religionslehrer unaufhörlich
 beschäftigt sind, durch Versuche und Ver-
 änderungen zu Verbesserungen fortzuschrei-
 ten? Ist es keine Verbesserung, daß die
 in den finstern Zeiten der Nothheit einges-
 schlichene Trennung des Volks nach und
 nach verschwindet, daß die Stände sich na-
 heru, so daß ein Bürger schon einem Fräus-
 lein die Hand bieten kann, welches ihm
 sonst die vorurtheilsvolle Erziehung nicht
 ge-

gestattete, daß der Mann nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen geschätzt und gebraucht wird, daß man nicht nach Willkühr herrscht, sondern daß Befehle und Anordnungen sich auf Vernunftgründe stützen, daß man sich überhaupt bestrebt, die Wohlthaten des geselligen Lebens auf alle Glieder des Staats nach gleichem Rechte hinzuleiten? — Freilich bleiben den Deutschen noch Arbeiten und Hindernisse zu besiegen übrig. Zuvörderst werden sie noch ferner Fleiß auf die Bildung ihrer Sprache wenden müssen, um sie von Wörtern, welche falsche Begriffe und vernunftwidrige Handlungen zugleich veranlassen, zu reinigen und hingegen richtige Bezeichnungen für alle Gegenstände zu gründen. — Demnächst werden sie sich hüten müssen, daß sie die Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Lage und Verfassung nicht einseitig schätzen und so sehr erheben, daß sie das Gute der Vergangenheit verachten und die Verbesserung für die Zukunft versäumen. Sie werden sich bestreben müssen, die Nebel, welche
mit

mit der erhöhten Kultur und Verfeinerung verknüpft zu seyn pflegen, zu mäßigen, die Sehnsucht nach den Vorzügen des Naturstandes in unser jetziges geselliges Leben überzutragen und zu verschmelzen, damit nicht Eigendünkel und Selbstgenugsamkeit den Geschmack des gegenwärtigen Augenblicks zum Maßstabe der größten Glückseligkeit erheben, damit nicht eine stolze und einseitige Klügelei intolerant und despotisch den Verstand einenge, die Denkfreiheit hemme, die Keime der Besserung tödte und dagegen die jetzt herrschenden Meinungen, Gebräuche und Geseze für das höchste Resultat der menschlichen Weisheit und Bestrebung halte und ankündige. Daher werden sie sich bemühen müssen, die jetzt überall hörbar gewordenen Wünsche nach Verbesserung des Zustandes der niedern Volksklassen zu befriedigen, die in die praktische Politik eingerissene Unstetlichkeit zu vertilgen, den immer aufstößiger werdenden Streit einiger bürgerlichen und religiösen Einrichtungen mit dem Geiste der
Zeit,

Zeit, den herrschenden Meinungen und
 Wünschen der Völker nach den errungenen
 bessern Einsichten, zu versöhnen — und
 so die Bahn zur Erlangung der höchsten
 Glückseligkeit, welche nur allein unter der
 Herrschaft der Vernunft, in richtigen Den-
 ken und Rechtthun besteht — vorzubereiten.

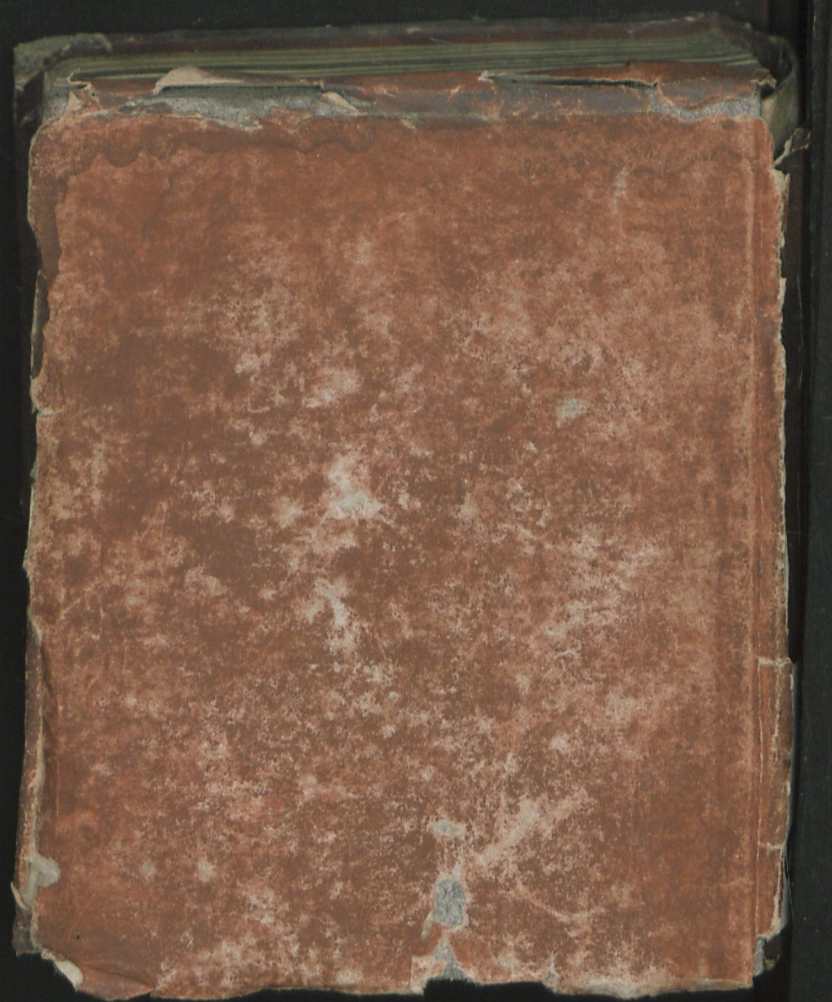
Bers





B 5999(4/5)

X 2665594



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 8
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

